



ZENTRUM FÜR
DEMOKRATIEFORSCHUNG

Andrassy Working Papers zur Demokratieforschung

Nora Mandru

Erasmus+ und die europäische Identität ungarischer und deutscher Studierender

Andrassy Working Papers zur Demokratieforschung

Nr. 11 / 2020

ISSN 2498-9177



ZENTRUM FÜR
DEMOKRATIEFORSCHUNG

Andrassy Working Papers zur Demokratieforschung

Nora Mandru

Erasmus+ und die europäische Identität ungarischer und deutscher Studierender

Andrassy Working Papers zur Demokratieforschung Nr. 11

2020

ISSN 2498-9177



Nora Mandru
Erasmus+ und die europäische Identität ungarischer und deutscher Studierender
Andrassy Working Papers zur Demokratieforschung Nr. 11
2020
ISSN 2498-9177

Edited by the Centre of Democracy Studies of the Danube Institute of Andrassy University
Budapest.

This series presents ongoing research in a preliminary form. The authors bear the entire responsibility for papers in this series. The views expressed therein are the authors', and may not reflect the official position of the institute. The copyright for all papers appearing in the series remains with the authors.

Author's address and affiliation:
Nora Mandru
Centre for Democracy Studies
Pollack Mihály tér 3.
H-1088 Budapest
E-Mail: zedem@andrassyuni.hu

© By the authors

Abstract

Erasmus+, das EU-Programm für allgemeine und berufliche Bildung, Jugend und Sport wird von WissenschaftlerInnen sowie politischen EntscheidungsträgerInnen als wichtigstes Programm der Europäischen Union (EU) zur Förderung einer europäischen Identität betrachtet. Angesichts widersprüchlicher Forschungsergebnisse hinsichtlich der Auswirkungen von Erasmus+ auf die europäische Identität sowie des Mangels an Studien, die nationale Besonderheiten insbesondere der Region Mittelosteuropa berücksichtigen, beabsichtigt die vorliegende Arbeit eine qualitative Untersuchung der Identifikationsprozesse deutscher und ungarischer Erasmus+-Studierender der Andrassy Universität Budapest (AUB). Basierend auf einer Analyse von Interviews mit ehemaligen Erasmus+-TeilnehmerInnen identifiziert die Arbeit Mechanismen, die während eines Erasmus+-Aufenthalts möglicherweise die europäische Identität fördern, analysiert die Europakonzeptionen und Identifikationsprozesse der TeilnehmerInnen und geht auf Unterschiede zwischen deutschen und ungarischen Studierenden ein.

Erasmus+, the EU program for education, training, youth and sports, is considered the EU's most important program aimed at promoting a European identity by scientists and political decision-makers alike. In light of conflicting research regarding the impact of Erasmus+ on European identity, as well as the lack of studies that take into account national particularities, especially of East Central Europe, the present study conducts a qualitative investigation of the identification processes of German and Hungarian Erasmus+ students at Andrassy University Budapest (AUB). Based on an analysis of interviews with former Erasmus+ participants, the work identifies mechanisms that may promote European identity during an Erasmus+ stay, analyses the participants' conceptions of Europe, gauges their identification processes and addresses differences between German and Hungarian students.

Keywords: European Identity, Erasmus+, Student mobility, Contact hypothesis

Inhalt

1. Einleitung	1
2. Europäische Identität und Identifikation mit Europa.....	4
2.1 Probleme der europäischen Identitätsforschung.....	7
2.2 Identifikation statt Identität?	11
2.3 Identifikation mit Europa: Das theoretische Fundament der vorliegenden Arbeit.....	12
3. Erasmus+ und Identifikation mit Europa	14
4. Nationale Kontexte	20
5. Methodik	24
5.1 Auswahl der Befragten und Durchführung der Interviews	24
5.2 Inhalt des Interviewleitfadens	25
5.3 Auswertung und Analyse.....	26
6. Darstellung der Ergebnisse	27
6.1 Erasmus+: Weltoffenheit, grenzüberschreitende Kontakte und Mechanismen zur Förderung der Identifikation mit Europa.....	27
6.2 Grundannahmen, Identifikation mit Europa und Europakonzeptionen.....	33
6.3 Nationale Kontexte.....	40
7. Ergebnisse: Diskussion und Analyse.....	44
8. Fazit, Limitationen und Ausblick.....	50
9. Literaturverzeichnis.....	54
Anhang A – Überblick über die Interviews	62
Anhang B – Interviewleitfaden	62

1. Einleitung

„Erasmus gehört zum Herzen der europäischen Identität“

Tibor Navracsics, EU-Kommissar für Bildung, Kultur,
Jugend und Sport (Warnecke 2017)

Neben aktuellen Herausforderungen wie dem Austritt des Vereinigten Königreichs, anti-europäischen Tendenzen in zahlreichen Mitgliedsstaaten sowie der Corona-Pandemie, sieht sich die Europäische Union (EU) seit vielen Jahren dem Vorwurf eines Demokratie- und Legitimationsdefizits ausgesetzt, das eng mit einem angeblich fehlenden *Demos*, also einem kollektiven (Selbst-)Verständnis, zusammenhängt (Follesdal 2006: 451). Die Herausbildung einer gemeinsamen europäischen Identität unter den BürgerInnen der EU wird dabei von vielen Akteuren als Voraussetzung für das Entstehen einer europäischen politischen Gemeinschaft und die weitere Unterstützung der europäischen Integration betrachtet. So gehen Westle und Buchheim (2016) davon aus, dass ein geteiltes Wir-Gefühl an Bedeutung für die Legitimation der tieferen europäischen Integration gewinnt, je weiter diese voranschreitet (95). Es wird weithin angenommen, dass eine kollektive europäische Identität eine wichtige Voraussetzung für die weitere Übertragung von Kompetenzen auf das europäische Level und die Unterstützung des europäischen Projekts durch die BürgerInnen darstellt (Bos 2009: 74). Nicht selten werden politische Krisen, wie etwa die Ablehnung des europäischen Verfassungsvertrags in den französischen und niederländischen Referenda im Jahr 2005 mit einem Mangel an eben dieser Identität begründet. Dabei sollte jedoch vermieden werden, europäische Identität ohne weiteres mit (politischer) Zustimmung für die EU gleichzusetzen (Fligstein 2008: 125). Auch Kaina und Karolewski (2013) warnen vor einer leichtfertigen Vermischung von kollektiven Identitäten mit der Unterstützung für ein politisches System, da erstere sich nicht notwendigerweise nur auf politische Komponenten beziehen (24): In der wissenschaftlichen Literatur hat sich eine Vielzahl von Konzeptionen und Theorien herausgebildet, die von verschiedenen Dimensionen und Ausprägungen der europäischen Identität ausgehen und dabei teilweise unklar, mehrdeutig oder widersprüchlich sind. Oftmals ist ferner eine Kluft zwischen normativ und empirisch orientierten Ansätzen zu bedauern, die ohne Bezug aufeinander „kommunikative Inseln“ (Kaina/Karolewski 2013: 16; eigene Übersetzung) bilden.

Auch was das empirisch messbare Vorhandensein einer solchen kollektiven Identität angeht, bestehen unterschiedliche Meinungen: Einige AutorInnen gehen von einer bestenfalls sekundären und als wenig robust empfundenen europäischen Identität aus (Political Capital Policy Research and Consulting Institute 2013: 3), oder stellen fest, dass nur ein kleiner Anteil der EuropäerInnen sich dezidiert mit Europa identifiziert (Fligstein 2008: 125). Andere, wie etwa Risse (2010) zeigen sich optimistischer und bescheinigen einer Mehrheit der EuropäerInnen zumindest eine gewisse europäische Identität (40). Die Tatsache, dass sowohl Fligstein (2008) als auch Risse (2010) ihre Analyse auf dieselben Umfragewerte des Eurobarometers stützen, zeigt die unterschiedliche Weise, auf die derartige Befunde interpretiert werden können. Interessant sind ferner die Determinanten einer europäischen Identität. Neben sozioökonomischen oder verhaltensbezogenen Faktoren, wie etwa Einkommen, Geschlecht, Bildung oder der Häufigkeit von Auslandsreisen, spielt auch das Herkunftsland einer Person potenziell eine große Rolle (Fligstein 2008: 138). So unterscheiden sich die Voraussetzungen für die Herausbildung einer europäischen Identität je nach Länge der EU-Mitgliedschaft sowie in Abhängigkeit von nationalen historischen Erfahrungen (Cores-Bilbao et al. 2020: 7; Bergbauer 2018: 118).

Angesichts der wachsenden Bedeutung des Themas erfahren insbesondere die Programme der EU, die eine Förderung der europäischen Identität zum Ziel haben, gesteigerte Aufmerksamkeit von Seiten der Wissenschaft und der Brüsseler Politik. Das prominenteste dieser Vorhaben ist wohl Erasmus+, das Programm der EU für allgemeine und berufliche Bildung, Jugend und Sport. Erasmus+, welches sich ursprünglich ausschließlich an Hochschulstudierende richtete, um diesen einen Studienaufenthalt im EU-Ausland zu erleichtern, umfasst mittlerweile auch Perspektiven für PraktikantInnen, Auszubildende und Lehrkräfte. Im Förderzeitraum von 2014 bis 2020 erhielten rund vier Millionen EU-BürgerInnen die Möglichkeit, durch Erasmus+ finanzierte Auslandserfahrung zu sammeln. Nach einer Budgeterhöhung von rund 40 Prozent für den vorhergehenden Förderzeitraum wurde das Budget für 2021 bis 2027 nochmals beträchtlich aufgestockt (Cores-Bilbao et al. 2020: 2; European Commission 2017: 5). Neben dem Erwerb von Soft Skills, Sprachkenntnissen und professionellen Fähigkeiten ist die Förderung eines „sense of European identity and citizenship“ (Cores-Bilbao et al. 2020: 2) eines der wichtigsten Programmziele.

Während zahlreiche quantitative empirische Studien existieren, die den Einfluss eines Erasmus+-Aufenthalts auf die europäische Identität der TeilnehmerInnen behandeln, ist die Zahl der qualitativen Arbeiten ungleich kleiner. Darüber hinaus mangelt es an Forschung, die systematisch

Unterschiede zwischen Studierenden aus verschiedenen Herkunftsstaaten analysieren. Oftmals stammen die Befragten nur aus einem oder wenigen Ländern. Aufgrund der theoretischen Ambiguität des Themas und der Vielzahl an möglichen Bedeutungen, die ein Individuum seiner oder ihrer Identität zuschreiben kann, scheinen weitere qualitative Studien jedoch sinnvoll und notwendig. Des Weiteren bieten die historischen und politischen Hintergründe insbesondere der mittelosteuropäischen EU-Mitgliedstaaten interessante Ansatzpunkte für weitere Forschung.

Für die vorliegende Arbeit soll daher die Andrassy Universität Budapest (AUB) als Fallstudie herangezogen werden. Die 2001 gegründete Universität scheint dafür besonders geeignet, da sie eine der Institutionen mit dem höchsten Anteil an Erasmus+-Studierenden in Ungarn ist und als von fünf Partnerländern geförderte Institution mit Studierenden aus 37 Herkunftsländern von jeher großen Wert auf interkulturelle Verständigung und Begegnung legt (Andrassy Universität Budapest 2020a, 2020b). Die international zusammengesetzte Studierendenschaft der AUB, die sich insbesondere aus Studierenden aus Deutschland, sowie aus Ungarn und anderen mittelosteuropäischen Ländern zusammensetzt, bietet die Möglichkeit, regionale Unterschiede zu analysieren. Anhand von Interviews mit Studierenden, die ihr Erasmus+-Semester entweder an der AUB verbrachten oder von der AUB aus einen Aufenthalt im EU-Ausland antraten, sollen insbesondere die folgenden Forschungsfragen beantwortet werden:

1. Durch welche Mechanismen fördert Erasmus+ (potenziell) die Identifikation mit Europa?
2. Bestätigen sich die Grundannahmen der europäischen Identitätsforschung? Welche Konzeptionen von Europa und welche Identifikationsprozesse können beobachtet werden?
3. Lassen sich Unterschiede zwischen deutschen und ungarischen Studierenden beobachten?

Die Studie ist dabei wie folgt gegliedert: Nach einer Übersicht über die verschiedenen theoretischen Vorstellungen von europäischer Identität sowie der Ausarbeitung des der Arbeit zugrunde liegenden Konzeptes der Identifikation mit Europa folgt eine Darstellung der verschiedenen Mechanismen, durch die Erasmus+ diese potenziell beeinflusst. Anschließend beschäftigt sich ein Kapitel mit den spezifischen historisch-politischen Voraussetzungen, die sich insbesondere auf die europäische Identität von ungarischen, beziehungsweise deutschen Studierenden auswirken. Daraufhin soll das methodische Vorgehen der Arbeit erläutert und die Ergebnisse der Analyse ausgeführt werden, bevor das letzte Kapitel Schwächen, Implikationen und Erkenntnisse der Studie erörtert.

2. Europäische Identität und Identifikation mit Europa

Im Folgenden soll ein Überblick über die verschiedenen Konzeptionen der europäischen Identität und den aktuellen Forschungsstand gegeben werden. In der wissenschaftlichen Literatur herrscht eine von den konstruktivistischen Ansätzen der Theorie der Internationalen Beziehungen geprägte Sichtweise vor. Entgegen essentialistischer Konzeptionen, welche Identität als unveränderlich und basierend auf Eigenschaften wie Nationalität oder Religion begreifen, geht der konstruktivistische Ansatz von Identitäten als „kontingent, umstritten und konstruiert“ (Rumelili/Cebeci 2016: 32; eigene Übersetzung) aus. Identitäten sind demnach nicht unabänderlich vorherbestimmt, sondern entwickeln sich während der Selbstfindungs- und Interessenbildungsprozesse von Individuen und Gruppen (Risse 2010: 20). Zentral für die konstruktivistische Denkweise sind somit Selbstbild und Selbstverständnis einer Person sowie Kontext und individuelle Erfahrungen. Identitäten bleiben demzufolge immer vage, kontestiert, und situationsabhängig (Ambrosi 2013: 145). Dominant ist zudem die aus der Sozialpsychologie stammende Konzeption von Identität, die maßgeblich von Tajfel (1981) geprägt wurde und die kollektive Identitäten als psychologische Verbindung zwischen einem Individuum und einer sozialen Gruppe konzipiert (Risse 2010: 22). Dabei verbindet der soziale Identifikationsprozess das Individuum mit der Gruppe, er „bezieht sich auf die Stellung des Einzelnen in einer größeren Bezugseinheit“ (Bos 2009: 76).

Die soziale Gruppe, welche das Identifikationsobjekt darstellt, besteht hierbei häufig in einer sogenannten „imagined political community“ (Anderson 1983: 6). Dem von Benedict Anderson entwickelten Konzept zufolge dominieren bei Gruppen, deren Größe die einer Dorfgemeinschaft übersteigt, „anonyme Beziehungen zwischen Fremden, die sich nicht kennen“ (Kaina 2009: 84). Trotzdem kann ein gemeinsames Wir-Gefühl entstehen und das Individuum sich als Teil der Gruppe begreifen: „*Annahmen* über Nähe, Ähnlichkeit und Gemeinsamkeiten zwischen den Kollektivmitgliedern [begründen] die *Vorstellung* einer Gemeinschaft“ (Kaina 2009: 84; Hervorhebung im Original). Risse (2010) zufolge muss eine imaginäre Gemeinschaft allerdings erst eine gewisse Bedeutung und Relevanz für das Individuum erlangen, um eine Identifikation zu ermöglichen (23). Im Falle von Nationalstaaten wird eine solche Relevanz häufig durch Symbole und patriotische Rhetorik erreicht, beispielsweise durch Hymnen oder nationale Feier- und Gedenktage. Auch die EU bedient sich solcher Strategien: Neben der Einführung einer Flagge, der Hymne, einer

gemeinsamen Währung sowie eines gemeinsamen Passes weist auch der (gescheiterte) Versuch, einen Verfassungsvertrag zu ratifizieren, auf ein solches Kalkül hin (Fligstein 2008: 125).

Zwei weitere konstruktivistische Grundannahmen im Hinblick auf Identitäten betreffen deren Kompatibilität und Multidimensionalität. Ausgehend vom Konzept der *Imagined Communities* scheint es selbstverständlich, dass ein Individuum mehreren dieser Gemeinschaften zugleich angehören kann. So ist beispielsweise eine Identifikation als Frau mit einer Selbstwahrnehmung als Deutsche oder Katholikin kompatibel. Diese Sichtweise setzte sich gegen essentialistische Auffassungen durch, denen zufolge kollektive Identitäten verschiedener Ebenen sich im Sinne eines Nullsummenspiels gegenseitig ausschließen und es beispielsweise unmöglich ist, gleichzeitig eine deutsche und eine europäische kollektive Identität zu besitzen. Die mittlerweile vorherrschende konstruktivistische Sichtweise geht von miteinander kompatiblen, multiplen Identitäten aus, die je nach Kontext an Bedeutung gewinnen und von den Individuen individuell und situationsabhängig abgewogen und verhandelt werden. So gewinnt beispielsweise die Identifikation mit dem eigenen Geschlecht insbesondere in Situationen, in denen Gender-Identitäten eine Rolle spielen, an Bedeutung. (Risse 2010: 20ff.)

Die von Risse (2005) beschriebene Typologie der möglichen Beziehungen zwischen multiplen Identitäten (296f.) wird von zahlreichen AutorInnen verwendet (Rumelili/Cebeci 2016; Herrmann/Brewer 2004; Cirlanaru 2016; Kaina 2009) und hat sich zu einer Grundannahme der europäischen Identitätsforschung entwickelt. Mittlerweile existieren mindestens vier allgemein akzeptierte Vorstellungen darüber, in welchem Verhältnis multiple Identitäten zueinander stehen. Demnach können diese separat voneinander existieren, sodass es keinerlei Überschneidungen zwischen zwei Gruppenmitgliedschaften gibt, oder sich überlappen, etwa in dem Fall „dass einige, aber nicht alle Mitglieder einer Identitätsgruppe auch Mitglieder einer anderen Identitätsgruppe sind“ (Kaina 2009: 72). Darüber hinaus ist es möglich, dass „multiple kollektive Identitäten [...] auf unterschiedlichen Ebenen koexistieren“ (Kaina 2009: 64), ohne notwendigerweise in einem Spannungsverhältnis zu stehen. Ein Beispiel für solche „nested identities“ (Kaina 2009: 64) sind föderale Systeme, in welchen BürgerInnen sich sowohl mit ihrer Stadt, als auch ihrer Region, ihrem Land und schließlich der EU identifizieren (Risse 2010: 24). Dieses Modell impliziert allerdings immer eine gewisse Hierarchie zwischen den verschiedenen Identitätsschichten (Guglielmi/Vezzoni 2016: 142). Das vierte Modell der Beziehungen zwischen multiplen Identitäten ist das sogenannte Marmorkuchen-Modell: „European and national identity reciprocally influence each other, meshing

with and blending into each other“ (Guglielmi/Vezzoni 2016: 142). Empirische Untersuchungen haben recht eindeutig ergeben, dass die Hauptkonfliktlinie bezüglich der multiplen Identitäten nicht zwischen sich primär europäisch und national identifizierenden Individuen verläuft, sondern vielmehr zwischen solchen, die sich selbst eine ausschließlich nationale Identität zuweisen, und denjenigen, die sich neben der nationalen Identität auch zu einem gewissen Grad als EuropäerInnen begreifen (Risse 2010: 43).

Eine weitere konstruktivistische Grundannahme betrifft die Multidimensionalität von Identitäten. Tajfel (1978) definiert Identität als „that part of the individual’s self-concept which derives from his knowledge of his membership of a social group (or groups) together with the value and emotional significance attached to that membership“ (255). Diese Definition, welche sich in der wissenschaftlichen Literatur weitgehend durchgesetzt hat und von AutorInnen wie Cirlanaru (2016), Citrin und Sides (2004), Herrmann und Brewer (2004), Kaina (2013), Mitchell (2012), Quenzel (2005) und Gerhards (2003) sowie Risse (2005, 2010) verwendet wird, weist nicht nur auf die Kompatibilität multipler Identitäten hin, sondern enthält auch Hinweise auf die verschiedenen Dimensionen der Identifikationsprozesse. Tajfel und Turner (2004) unterscheiden hier die kognitive Dimension, die das wertfreie Bewusstsein der eigenen Gruppenzugehörigkeit bezeichnet und die evaluative Dimension, im Rahmen derer ein Individuum der Gruppenzugehörigkeit auch eine Wertung zuordnet, von der emotionalen oder affektiven Komponente der Zugehörigkeit (283).

Das Konzept der Multidimensionalität von Identitäten wurde von Hermann und Brewer (2004) auf die europäische Identität übertragen (5f.). Die BürgerInnen sollten sich demnach nicht nur kognitiv als Mitglieder der Gruppe der EuropäerInnen fühlen, sondern dieser Gruppenzugehörigkeit auch Bedeutung (Evaluation) und einen emotionalen Wert (Affektion) zuweisen (van Mol 2018: 3). Die Differenzierung dieser Dimensionen ist besonders wichtig, da sie nicht notwendigerweise miteinander einhergehen: Ein Individuum kann sich als EuropäerIn bezeichnen, ohne dieser Gruppenzugehörigkeit eine bestimmte Wertung zuzuschreiben. Die kognitive Dimension von Identität sagt somit noch nichts über die Relevanz der Gruppenzugehörigkeit für den oder die Einzelne aus. In Anlehnung an Bruter (2004) argumentiert van Mol (2018), dass Individuen verschiedene Vorstellungen davon haben, welche Merkmale die Zugehörigkeit zur Gruppe der EuropäerInnen bestimmen (3). Als Reaktion unterteilt der Autor die kognitive Dimension in zwei Unterkategorien: „a ‘civic’ or political (sense of citizenship) and a cultural (sense of communal identity) component“ (van Mol 2018: 3). Die BürgerInnen definieren Identifikationsprozesse im

Zusammenhang mit der EU als politischer Struktur demzufolge anhand von gesellschaftlichen Merkmalen wie etwa den gewährten demokratischen Partizipationsrechten oder den zu befolgenden Gesetzen. Andererseits kann die Gruppenzugehörigkeit mit kulturellen, ethnischen oder traditionellen Eigenschaften begründet werden (Bruter 2004: 188ff.). Bruter (2003) begreift diese Unterkategorien als im Bewusstsein der Individuen parallel und potenziell komplementär (190). Schließlich ergänzt Cram (2012) das multidimensionale Konzept der europäischen Identität um funktionale und instrumentelle Elemente: Die Autorin argumentiert, dass in der Forschung oft die affektive oder evaluative Dimension überbetont und dabei unterschätzt werde, dass Identität häufig auf „objektiver, praktischer Notwendigkeit“ (Cram 2012: 75; eigene Übersetzung) beruhe. Funktionale Aspekte, die zu einer „nutzenorientierte[n] Identifikation“ (Bos 2009: 85) mit einer bestimmten (politischen) Gemeinschaft führen, könnten dabei materieller oder immaterieller Natur sein und auch Güter wie physische oder psychische Sicherheit umfassen.

Die Unterteilung von Identitäten in verschiedene Dimensionen hängt eng mit der Frage zusammen, was genau unter Europa als Identifikationsobjekt verstanden wird. Bos (2009) weist dabei darauf hin, dass sich Europa, im Gegensatz zu einzelnen Nationalstaaten, nicht durch eindeutige territoriale Grenzen, eine gemeinsame Sprache oder einheitliche Kultur abgrenzen lässt (77). Die „europäische Identität ist also alternativ zu den kollektiven Identitäten der Nationalstaaten zu konzipieren“ (Bos 2009: 77). Dabei gibt es verschiedene Vorstellungen von Europa als Identifikationsobjekt. Einerseits kann Europa als geographisch definiertes Gebiet verstanden werden, andererseits als Kulturraum mit gewissen geteilten historischen Erfahrungen und Traditionen, und schließlich lässt sich Europa durch die EU als politisches System definieren. Die Vielzahl der möglichen Europakonzeptionen verdeutlicht, welche Ambiguitäten das Konzept der Europäischen Identität mit sich bringt, da sich bereits das Identifikationsobjekt von Person zu Person unterscheiden kann. Bruter (2003) resümiert, dass zwei Individuen die angäben, sich europäisch zu fühlen, sich mitunter auf völlig verschiedene *Imagined Communities* bezögen (1154).

2.1 Probleme der europäischen Identitätsforschung

Aufgrund der Vielschichtigkeit und Komplexität des Themas gestaltet sich ein Überblick über die europäische Identitätsforschung äußerst schwierig. Die Kritik an dem Forschungsfeld im Allgemeinen und den konstruktivistischen Identitätskonzepten im Besonderen ist mannigfaltig. Unter den prominentesten Kritikern sind die Autoren Brubaker und Cooper (2000). Diese kritisieren einen

„clichéd constructivism“ (11) in der Identitätsforschung, im Rahmen dessen Identitäten standardgemäß und willkürlich mit Adjektiven wie „instabil, im Fluss, kontingent, fragmentiert, konstruiert, verhandelbar“ (Brubaker/Cooper 2000: 11; eigene Übersetzung) beschrieben würden. In der Tat findet sich in einem Großteil der wissenschaftlichen Arbeiten zu besagtem Thema eine Aufzählung besagter Eigenschaften, die oft arbiträr anmutet. So werden Identitäten unter anderem als „vage, komplex, kontestiert“ (Westle: 92; eigene Übersetzung), „fluide, relational, wechselnd“ (Ambrosi 2013: 145; eigene Übersetzung), „prozesshaft und kontextgebunden“ (Kaina 2009: 46), „unklar definiert oder volatil“ (Moxon-Browne 1997: 29; eigene Übersetzung) beschrieben. Brubaker und Cooper (2000) kritisieren, der Konstruktivismus weiche damit den Begriff Identität so weit auf, dass dieser am Ende jede Bedeutung oder analytischen Nutzen vermissen lasse: „'Identity' [...] tends to mean too much [...], too little [...] or nothing at all“ (1). Als Reaktion auf die Ambiguität des Identitätsbegriffs finden sich in vielen der Publikationen zu diesem Thema einleitend Hinweise auf die Vagheit und Uneindeutigkeit des Konzeptes, die sich beinahe wie ein Haftungsausschluss lesen, der die AutorInnen von der Notwendigkeit entbinden soll, sich auf ein eindeutiges Identitätskonzept festzulegen (Datler et al. 2008: 480; Ambrosi 2013: 146). Beispielhaft dafür liest sich der Hinweis Kainas (2009), es könne und solle „nicht darum gehen, einen neuen Definitionsversuch zu unternehmen, was schon andere [...] als sinnloses und frustrierendes Unterfangen betrachtet“ (39) hätten.

Erhebliche Schwierigkeiten für eine (empirische) Erfassung des Themas bereiten auch die verschiedenen Dimensionen von Identität. Neben der unter Kapitel 2 vorgestellten Unterteilung in kognitive, evaluative, affektiv-emotionale sowie funktionale Dimension, wurden von verschiedenen AutorInnen weitere Identitätsdimensionen eingeführt, sodass mittlerweile eine schier unendliche Anzahl an Konzeptionen besteht: Mayer und Palmowski (2004) unterscheiden historische, kulturelle, konstitutionelle, legale und institutionelle Identitäten (575), während Roose (2016) neben der kulturellen und der *civic* Komponente eine konative und eine funktionale Perspektive einführt, innerhalb derer wiederum zwischen einer kognitiven und affektiv-evaluativen Dimension unterschieden wird (45). Kantner (2006) beklagt eine „confusion of several analytic dimensions of 'identity“ (501). Zusätzlich ist häufig unklar, welche Dimension von Identität ein Individuum als besonders bedeutsam einschätzt. Ähnliche Probleme bestehen auch mit der empirischen Erfassung der Europakonzeption oder dem Identifikationsobjekt. So gibt Kaina (2009) zu bedenken,

„dass eine zum Ausdruck gebrachte Bindung an ‚Europa‘ unter Umständen gar keine Identifikation mit irgendeiner Art von Kollektiv beschreibt. Vielleicht wird damit auch die Identifikation mit einer Idee, mit einem bestimmten historischen und kulturellen Erbe oder schlicht mit dem Kontinent in all seinen Bedeutungsfacetten artikuliert“ (85).

Insgesamt stellen Cram (2012) und Bruter (2003) treffend fest, dass zwei BürgerInnen, die angeben, eine europäische Identität zu besitzen, damit mitunter völlig verschiedene Dinge meinen. Díez Medrano (2010) kritisiert, auch den WissenschaftlerInnen, die sich der Erforschung der europäischen Identität widmeten, fehle es an „conceptual clarity as to what was being investigated“ (46).

Insgesamt bestehen zwei Hauptprobleme der europäischen Identitätsforschung also darin, dass sie “conflate[s] different dimensions of European identity, and [...] fail[s] to unpack the various meanings that citizens attach to the idea of identification with Europe” (Díez Medrano 2010: 47). Ergänzend dazu weisen Kaina und Karolewski (2013) auf Schwierigkeiten hin, die sich aus der Ambiguität des Konzeptes ergeben: Einerseits führe diese zu einer unzureichenden Erfassung der Realität, andererseits steige die Wahrscheinlichkeit einer mangelhaften Operationalisierung und Auswahl unpräziser empirischer Indikatoren, und schließlich werde die wissenschaftliche Kommunizierbarkeit und Generalisierung der Ergebnisse unterbunden (16). Die Kommunikation innerhalb des Feldes wird durch die nicht unerhebliche Kluft zwischen den eher normativ und den empirisch orientierten WissenschaftlerInnen nochmals erschwert. Ruiz Jiménez et al. (2004) beklagen, dass sich die beiden Forschungsstränge innerhalb der europäischen Identitätsforschung derart weit voneinander entfernt hätten, dass kaum noch Kommunikation zwischen ihnen stattfinde (1). So werde in zahlreichen normativen Beiträgen die Konzeption europäischer Identität ohne empirische Überprüfung vorgenommen, während andererseits einer Vielzahl der empirischen Studien eine überzeugende theoretische Konzeptualisierung fehle (Ruiz Jiménez et al. 2004: 1). Insgesamt entstehe der Eindruck, dass die Forschenden sich gegenseitig „systematisch ignorierten“ (Kaina/Karolewski 2013: 16; eigene Übersetzung), sodass sich schließlich sogar „kommunikative Inseln“ (Kaina/Karolewski 2013: 16; eigene Übersetzung) bildeten.

Roose (2016) attestiert der europäischen Identitätsforschung eine konzeptionelle und eine empirische Unzulänglichkeit (44ff.). Das konzeptionelle Problem besteht hauptsächlich in den bereits beschriebenen Schwierigkeiten: Identifikationsobjekte und -dimensionen werden nicht ausreichend klar benannt und durch die willkürliche Aufzählung von konstruktivistischen Schlagwörtern scheint das Konzept der Identität letztendlich sinnentleert. Zusätzlich weist der Autor darauf hin, dass die ausgefeilten und detaillierten Konzeptionen von der Existenz von Identitäten ausgingen, die „clear

and sophisticated" (Roose 2016: 46) seien. Wer von kognitiven oder affektiven, kulturellen oder instrumentellen Komponenten von Identität ausgehe, müsse gleichzeitig annehmen, dass die BürgerInnen sich dieser Dimensionen auch bewusst und in der Lage seien, ihre eigene Identität dementsprechend zu reflektieren und differenzieren. In der Realität sei es aber wahrscheinlicher, dass viele Individuen lediglich über eine „vague and empty identity“ (Roose 2016: 46) verfügten und Europa etwas sei, auf das die Menschen sich gelegentlich bezögen, ohne gegenüber sich und anderen genau zu spezifizieren, was dies bedeute (Roose 2016: 47). Roose (2016) beschreibt diese Diskrepanz wie folgt: „Between academic debates and the thoughts of people is a deep hiatus. Available evidence indicates that people are simple, vague and often inconsistent in their idea of Europe“ (52).

Zusätzlich zu diesen konzeptionellen Schwierigkeiten sieht sich die europäische Identitätsforschung einem erheblichen empirischen Problem gegenüber. So hat sich in den letzten Jahrzehnten die sogenannte Moreno-Frage, welche im Eurobarometer dazu verwendet wird, die europäische Identität zu messen, zu einer regelrechten Standardmaßeinheit gewandelt. Die Frage, welche 1986 ursprünglich entwickelt wurde, um die Identifikation von schottischen BürgerInnen mit dem vereinigten Königreich zu messen (Moreno 2006: 7), fragt danach, ob die Befragten sich in naher Zukunft ausschließlich als BürgerInnen ihres eigenen Landes, als BürgerInnen ihres eigenen Landes und EuropäerInnen, als EuropäerInnen und BürgerInnen ihres eigenen Landes oder ausschließlich als EuropäerInnen betrachten würden (Ciaglia et al. 2018b: 870). Die Moreno-Frage wurde von verschiedener Seite kritisiert, unter anderem, weil sie nach einer zukünftigen statt nach einer aktuellen Selbsteinschätzung fragt, was Noll und Scheuer (2006) zufolge zu einer Überschätzung der europäischen Identität führen kann (2). Darüber hinaus deckt die Moreno-Frage lediglich die kognitive Dimension von Identität ab und impliziert eine Hierarchie zwischen den verschiedenen Identitäten (Mitchell 2015: 332). Als Reaktion auf diese Kritik wurde die Fragestellung mehrmals überarbeitet und andere Frageformulierungen getestet, welche allerdings meist wieder verworfen wurden. Roose (2016) stellt fest, dass „if a phenomenon is measured in various ways, but all of them are regarded as problematic, possibly the problem is the concept and not its measurement“ (49). Insgesamt bieten Umfragen und quantitative Untersuchungen den Vorteil, umfangreiche Zeitreihenanalysen durchführen und somit die Veränderung von europäischer Identität über Zeit abbilden zu können. Allerdings bergen sie das Risiko, „[to] impos[e] a conceptual unity on extremely diverse sets of political processes that mean different things in different contexts. Indeed, survey questions may create the attitudes they report“ (Checkel/Katzenstein 2009: 10). Eine weitere empirische

Schwierigkeit, welche eng mit den bereits beschriebenen konzeptionellen Unklarheiten verbunden ist, liegt darin, dass viele wissenschaftliche „Befunde auf Frageformulierungen, die offen lassen, ob eine Identifikation mit Europa oder der Europäischen Union gemessen wird“ (Kaina 2009: 73), beruhen. Einer ähnlichen Argumentation folgt Roose (2016), der auf die Bedeutung klarer Frageformulierungen hinweist, die sich präzise auf verschiedene Identifikationsobjekte oder -dimensionen beziehen (50). Der Autor gibt allerdings zu bedenken, dass diese detaillierten Überlegungen oftmals ohne Effekt blieben: Verschiedene Frageformulierungen hätten kaum Einfluss auf die Korrelation der gemessenen Identitätsniveaus mit anderen abhängigen Variablen wie der Unterstützung der europäischen Integration oder unabhängigen Variablen wie Alter oder Bildung. Der Grund hierfür liege in der bereits beschriebenen Vagheit und Unbestimmtheit der eigenen Identität der BürgerInnen (Roose 2016: 50). Es scheint daher insgesamt sinnvoll, den qualitativen und Mixed-Methods-Ansätzen in der europäischen Identitätsforschung besondere Aufmerksamkeit zukommen zu lassen.

Ein weiteres verbreitetes Problem der europäischen Identitätsforschung ist zudem die Vermischung von europäischer Identität mit Unterstützung für die EU (Fligstein 2008: 125; Kaina/Karolewski 2013: 24). Während sich viele AutorInnen auf ausgefeilte Konzepte beziehen, die beispielsweise ein geographisch und politisch definiertes Identifikationsobjekt Europa voneinander abgrenzen, geht diesen Ausführungen häufig ein generelles Gleichsetzen von Identität und Support für die EU als politische Struktur voraus. Während ein gewisses Gemeinschaftsgefühl durchaus als der europäischen Integration förderlich begriffen werden kann, sollte vermieden werden, das multidimensionale und äußerst komplexe Konzept der europäischen Identität auf eine bloße politische Einstellung für oder gegen die EU zu reduzieren.

2.2 Identifikation statt Identität?

Zahlreiche WissenschaftlerInnen die versuchen, die Mehrdeutigkeiten des Identitätsbegriffs zu umgehen, regen an, Identifikationsprozesse in den Mittelpunkt zu rücken statt Identität als statisches Merkmal zu sehen (Quenzel 2005; Roose 2016). Brubaker und Cooper (2000) schlagen sogar vor, den Identitätsbegriff ganz aufzugeben (1). Trotz der Feststellung Kainas (2009), „die Identitäts-Kategorie [sei] zu wichtig, um ihr langfristig aus dem Weg gehen zu können“ (39), lohnt sich eine Beschäftigung mit Identifikation als Prozess. Einer der prominentesten Ansätze wurde von Jürgen Gerhards (2003) eingeführt, der einen Identitätsprozess als drei Elemente umfassend konzeptualisiert: das Subjekt,

welches sich identifiziert, das Objekt, mit welchem sich identifiziert wird, und schließlich die Art der Beziehung zwischen Subjekt und Objekt (1). Gerhards (2003) bezog diesen Ansatz auf die europäische Identität mit Europa als territorialem Identifikationsobjekt, welches inhaltlich durch die EU definiert wird (2f.). Die BürgerInnen der EU stellen somit die Identifikationssubjekte dar. Der Autor inkorporiert die Mehrdimensionalität von Identifikation und beschreibt die Art der Beziehung zwischen Subjekt und Objekt entweder als kognitiv oder affektiv-evaluativ (2f.). Ähnliche Modelle wurden von Quenzel (2005) und Datler et al. (2008) verwendet. Kritisch zu betrachten ist hier die Beschränkung auf die EU als Identifikationsobjekt, wodurch kein Raum für andere Europakonzeptionen bleibt.

Offen bleibt dabei zudem die Frage zwischen der Beziehung zwischen Identifikation als Prozess und dem bisher verwendeten Identitätsbegriff. Quenzel (2005), van Mol (2012) und Roose (2016) begreifen eine kollektive Identität als Summe bewusster, individueller Identifikationsprozesse mit demselben Identifikationsobjekt. Roose (2016) gibt dabei allerdings zu bedenken, dass eine derartige Aggregation von Identifikationsprozessen nicht zwingend konsistent oder bedeutsam sein muss und schlägt daher ein neues Konzept zum Umgang mit Identifikationsprozessen vor, welches auch das theoretische Fundament der vorliegenden Arbeit bilden soll (52).

2.3 Identifikation mit Europa: Das theoretische Fundament der vorliegenden Arbeit

Als Reaktion auf die beschriebenen Probleme der europäischen Identitätsforschung regt Roose (2016) an, detaillierte Konzeptionen und komplizierte mehrdimensionale Modelle zu vernachlässigen und die theoretischen Grundannahmen auf ein Minimum zu reduzieren (50f.). Benötigt werde ein geradliniges Konzept, das geeignet sei, die potenziell unscharfen und vagen Europa- und Identitätsvorstellungen der Individuen zu erfassen. Wie bereits erwähnt, konzentriert sich Roose (2016) im Einklang mit Gerhards (2003) und Quenzel (2005) auf die Prozessperspektive. Dabei übernimmt er Gerhards (2003) dreigeteilten Ansatz, begreift dabei aber lediglich „people“ (Roose 2016: 51) als Identifikationssubjekt und vermeidet damit eine Beschränkung, etwa auf die BürgerInnen der EU. Das Subjekt ist damit nicht von vornherein definiert, sondern kann je nach Forschungsinteresse festgelegt werden. Ähnlich verhält es sich mit dem Identifikationsobjekt, welches nach Roose (2016) lediglich ein nicht näher definiertes Europa ist (51). Dabei steht es dem Individuum frei, ob dieses Europa geographisch, politisch, kulturell oder religiös definiert wird. Dieser Ansatz bietet den Vorteil, dass befragte Personen ihre eigenen Vorstellungen von Europa einbringen können und somit auch neue Einsichten in die Formierung der europäischen Identität möglich sind

(van Mol 2012: 211). Die Beziehung zwischen Identifikationssubjekt und -objekt wird schließlich als „belonging to the identification object“ (Roose 2016: 51) definiert. Möglich ist dabei eine kognitive, evaluative, affektive oder funktionale Vorstellung von *belonging*. Das Konzept der Identifikation mit Europa, das der Arbeit zugrunde liegt, ist somit “a person’s perception of belonging to Europe” (Roose, 2016: 51). Hierbei handelt es sich gewissermaßen um eine Minimaldefinition, die einerseits keine komplizierten und detailreichen theoretischen Abhandlungen erfordert, andererseits aber sowohl die Multidimensionalität als auch das Phänomen der multiplen Identitäten und der zahlreichen Identifikationssubjekte und -objekte berücksichtigt. Entsprechend des Forschungsinteresses können diese konstruktivistischen Grundannahmen beispielsweise im Rahmen explorativer Forschung wiederentdeckt oder einbezogen werden. Wie bereits erwähnt, verknüpft Roose (2016) die individuellen Identifikationsprozesse mit dem Entstehen einer aggregierten, kollektiven Identität (53). Er weist allerdings darauf hin, dass derartige Aggregationen potenziell auf vagen, widersprüchlichen Ideen beruhen und lediglich von Minderheiten geteilt würden (Roose 2016: 53).

Rooses (2016) Ansatz bietet den Vorteil, dass er einerseits klar und geradlinig, andererseits aber hinreichend offen ist, um neue Erkenntnisse zu ermöglichen (53). Eine theoretische Überfrachtung mit Annahmen über die Subjekte, Objekte und Inhalte der Identifikation wird vermieden, andererseits erlaubt das Konzept aber die Analyse dieser Vorstellungen im Rahmen empirischer Forschung. Es berücksichtigt die Fülle unterschiedlicher Konzeptionen der europäischen Identität und Identifikation mit Europa, ohne diese dabei als mehrdeutig und unschlüssig zu verurteilen. Ein derart umstrittenes, komplexes und bedeutendes Thema wie Identität umfasst notwendigerweise zahlreiche Dimensionen und Vorstellungen über mögliche Subjekte und Objekte. Den möglichen Erkenntnisgewinn zugunsten eines eindeutigen, rigiden und einheitlichen Verständnisses von Identifikation und Identität zu limitieren, um eine allgemeingültige Konzeption zu gewinnen, scheint daher wenig angemessen (Feyerabend 1975: 10ff.). Das Modell von Roose (2016) erlaubt, scheinbar gegensätzliche Identitätsvorstellungen zu integrieren und bietet gleichzeitig konzeptuelle Klarheit sowie eine präzise analytische Trennung zwischen Identifikationssubjekt, -objekt, und -prozess (52). Dabei wird trotz des Fokus auf Identifikationsprozesse das Konzept der europäischen Identität nicht gänzlich verworfen. Das Modell ermöglicht, die zahlreichen Vorstellungen und Ansätze zur europäischen Identität auf klare und nachvollziehbare Weise in Einklang zu bringen.

3. Erasmus+ und Identifikation mit Europa

Das Erasmus-Programm (European Action Scheme for the Mobility of University Students, wobei das Akronym an den niederländischen Gelehrten Erasmus von Rotterdam erinnern soll) der EU wurde im Jahr 1987 mit dem Ziel gegründet, Universitätsstudierenden Studienaufenthalte im EU-Ausland zu ermöglichen (Papatsiba 2006: 98). Seit 2014 umfasst es als „Programm der Union zur Förderung von Aktionen in den Bereichen allgemeine und berufliche Bildung, Jugend und Sport“ (Europäische Kommission 2018: 1) unter dem Namen Erasmus+ auch Angebote für LehrerInnen, Auszubildende und PraktikantInnen. Mittlerweile zählt Erasmus+ zu den bekanntesten EU-Programmen und wurde als „Flaggschiff“-Programm (DAAD - Nationale Agentur für EU-Hochschulzusammenarbeit 2020) weltweit bekannt. Mit dem Ziel, über vier Millionen TeilnehmerInnen zu fördern, wurden für das Programm „im Zeitraum 2014-2020 16,45 Mrd. EUR bereitgestellt“ (Europäische Kommission 2018). Im Fokus der vorliegenden Arbeit steht der Zweig von Erasmus+, welcher sich an Universitätsstudierende richtet. Die wichtigsten Bestandteile des Programms bestehen in der Anerkennung von im Ausland erbrachten Studienleistungen durch die Heimatuniversität sowie der Auszahlung eines je nach Zielland variierenden Beitrags zu den Lebenshaltungskosten. Verwaltet wird das Programm in jedem Mitgliedsstaat von einer nationalen Agentur, die mit der Organisation und Mittelausschüttung beauftragt ist. In Deutschland ist dies für Universitätsstudierende der Deutsche Akademische Austauschdienst, in Ungarn die Tempus-Stiftung.

Seit seiner Gründung wurden dem Programm verschiedene Ziele zugeschrieben, die sich grob in zwei Gruppen unterteilen lassen: Einerseits stand die Förderung eines europäischen Wir-Gefühls sowie der Unterstützung der europäischen Integration im Vordergrund, andererseits sollten Humankapital, Fachwissen und Sprachfähigkeiten entwickelt werden, um eine weitere Integration des europäischen Arbeitsmarktes zu ermöglichen (van Mol 2012: 209). Seit den 1990er Jahren geriet das Ziel einer europäischen Identität allerdings immer weiter in den Hintergrund, da im Zuge der Globalisierung Bildung zunehmend als ökonomisches Gut verstanden wurde, das zugunsten von Wettbewerbsvorteilen gefördert werden sollte (Kuhn 2012: 997). Das sogenannte „civic rationale“ (Papatsiba 2006: 99) bestand jedoch fort und ist auch im aktuellen Zwischenbericht zur Evaluation des Programms enthalten. So heißt es dort etwa das Programm trage dazu bei, „dass sich die Teilnehmer als Europäer fühlen (+19% gegenüber Nichtteilnehmern)“ (Europäische Kommission 2018: 2).

Der Zwischenbericht suggeriert somit einen klaren kausalen Zusammenhang zwischen der Teilnahme an Erasmus+ und einer gesteigerten – wie auch immer gearteten – Identifikation mit Europa. Im Folgenden soll allerdings dargestellt werden, dass der aktuelle Forschungsstand derart eindeutige Schlüsse keineswegs zulässt. Während einige AutorInnen behaupten, das Programm, seine Ziele und Auswirkungen seien empirisch nicht ausreichend erforscht (van Mol 2012: 211f.), hat sich in der Vergangenheit eine wachsende Anzahl von AkademikerInnen mit den Auswirkungen von Erasmus+ auf die Identifikation mit Europa beschäftigt. Problematisch ist dabei, dass der Großteil der Studien auf Querschnitts- oder Paneldaten beruht und eher selten qualitativ vorgegangen wurde (van Mol 2012: 212). Stoeckel (2016) stellt darüber hinaus fest, dass die Studien zu uneindeutigen bis widersprüchlichen Ergebnissen kommen (431).

Sigalas (2010), Wilson (2011), Oborune (2015), Maiworm und Over (2013) und van Mol (2018) stellen in ihren Studien einen geringen bis moderaten Einfluss von Erasmus+ auf die Identifikation mit Europa fest und weisen darauf hin, dass die teilnehmenden Studierenden sich unter Umständen schon vor Start des Programmes europäischer gefühlt hätten als ihre KommilitonInnen, die sich gegen die Teilnahme entschieden. Eventuelle positive Auswirkungen seien daher lediglich Resultat einer Selektionsverzerrung (Wilson 2011: 1133). Auf der anderen Seite existieren einige Studien, die einen dezidiert positiven Effekt von Erasmus+ auf die Identifikation mit Europa feststellen. Stoeckel (2016), Fligstein (2008), Mitchell (2012, 2015) sowie King und Ruiz-Gelices (2003) beschreiben die möglichen Mechanismen, die während eines Erasmus+-Aufenthaltes zu einer stärkeren Identifikation mit Europa führen könnten und beobachten positive Effekte. Die AutorInnen weisen dabei auf Unterschiede in der Identifikation je nach Herkunftsland hin (Mitchell 2015: 333; Wilson 2011: 1135; van Mol 2012: 209) oder differenzieren die Ergebnisse nach dem Grad oder der Art der Identifikation (van Mol 2012: 220).

Hinsichtlich dieser Ergebnisse gilt es zu berücksichtigen, dass der Großteil der erwähnten quantitativen Studien auf Querschnittsdaten beruht und somit anfällig für Endogenität ist: Wie bereits erwähnt ist es denkbar, dass sich vor allem Studierende, die sich Europa und der EU ohnehin bereits sehr verbunden fühlen, für eine Teilnahme an Erasmus+ entscheiden. Es ist daher schwierig festzustellen, ob sich der Auslandsaufenthalt positiv auf ihre europäische Identifikation ausgewirkt hat (Kuhn 2012: 1006; Krupnik/Krzaklewska 2013: 207). Eine weitere methodische Schwierigkeit, die bei zahlreichen Studien auftritt, ist die bereits in Kapitel 2.1 beschriebene Unklarheit bezüglich der Europakonzeptionen. Häufig beruhen die in den Studien verwendeten Daten lediglich auf der

Fragestellung, wie verbunden sich die befragte Person mit Europa fühle, ohne zu präzisieren, was damit genau gemeint ist.

Insbesondere bezüglich der letzteren Problematik könnten qualitative Methoden Abhilfe leisten und Klarheit bezüglich der verschiedenen Bedeutungen des Europabegriffs schaffen. Bisher existieren allerdings nur wenige Studien dieser Art. Wichtige Beiträge stammen beispielsweise von Ambrosi (2013) sowie van Mol (2012, 2013), die quantitative und qualitative Ansätze in einem Mixed-Methods-Vorgehen kombinierten. Die AutorInnen führen Umfragen durch, ergänzen diese jedoch durch qualitative Interviews und Fokusgruppen, um ein tieferes Verständnis von der Bedeutung der Umfrageergebnisse zu erlangen und neue, bisher unentdeckte Aspekte aufzudecken.

King und Ruiz-Gelices (2003) bezeichnen Erasmus+ als den primären institutionellen Mechanismus zur Förderung einer europäischen Identität (234). Den Hauptgrund für diesen Zusammenhang sehen die AutorInnen im grenzüberschreitenden Kontakt und den Interaktionen zwischen Studierenden mit unterschiedlichen kulturellen und nationalen Hintergründen (King/Ruiz-Gelices 2003: 233f.; Sigalas 2010: 247). In der Literatur werden allgemein zwei Konzepte zur Untermauerung dieser Annahme herangezogen.

Der meistzitierte Ansatz dürfte die 1953 von Karl W. Deutsch entwickelte *transactionalist thesis* sein: Deutsch beschäftigt sich mit der Frage, „welche Faktoren zur Herausbildung [...] von Integrationsverbänden jenseits des Nationalstaates beitragen“ (Senghaas 2007: 89). Er geht davon aus, dass das Zusammengehörigkeitsgefühl und gegenseitige Vertrauen, welches sich Mitglieder nationaler Gemeinschaften entgegenbringen, auf kollektiven Identitäten beruht, welche wiederum durch ständige soziale, ökonomische und politische Transaktionen generiert werden (Kuhn 2012: 997). Übertragen auf eine supranationale Struktur wie die EU erwarteten Deutsch et al. (1957), dass grenzüberschreitende persönliche Interaktionen zu gegenseitigem Vertrauen, institutioneller Integration und schließlich zur Herausbildung einer kollektiven Identität führen würden (53). Fligstein (2008) adaptierte das Konzept und stellt fest, dass sich europäische Identität vor allem zwischen jenen Individuen herausbilden wird, die „frequently interact with people in other societies in the Europe-wide economic, social, and political fields“ (16).

Der zweite theoretische Ansatz, welcher die Entstehung kollektiver Identitäten durch grenzüberschreitende Verbindungen erklärt, ist Allports (1958) Kontakthypothese. Der Hypothese zufolge fördern Kontaktsituationen, welche bestimmte Voraussetzung, wie etwa die

Gleichberechtigung der Beteiligten, erfüllen, den gegenseitigen Abbau von Vorurteilen und die Herausbildung von positiven Einstellungen zwischen Mitgliedern verschiedener Gruppen (Stoeckel 2016: 432). Die Hypothese erklärt dabei jedoch noch nicht, inwiefern sich diese positiven Beziehungen in eine kollektive Identität übersetzen lassen. Stoeckel (2016) bezieht sich daher auf das von Gaertner et al. (1996) entwickelte Common In-group Identification Model (CIIM). Dabei wird davon ausgegangen, dass Individuen sich entweder als Mitglieder von kleinen, eher exklusiven *Subgroups*, oder größerer und inklusiverer *Superordinate Groups* betrachten. Im Einklang mit der Kontakthypothese gehen die AutorInnen davon aus, dass Kontakte zwischen untergeordneten Gruppen zu verbesserten Beziehungen führen, ergänzen aber, dass diese Kontakte gleichzeitig als Anreize funktionieren, sich als Mitglied einer umfassenderen, übergeordneten Gruppe zu begreifen. Auf ähnliche Weise argumentieren Kaina und Karolewski (2013), dass eine geteilte Identität keine Unterschiede beseitige, sondern stattdessen die rivalisierenden Identitäten ein Stück weit ersetze (14). Im Falle des Erasmus+-Programms wäre die eigene nationale Gemeinschaft die untergeordnete, und die Gruppe der EuropäerInnen die übergeordnete Gruppe (Stoeckel 2016: 433; Segatti/Guglielmi 2016: 174).

Stoeckel (2016) nennt einige Bedingungen, die die Herausbildung der Identifikation mit Europa besonders begünstigen. So sei insbesondere der Kontakt zu einer diversen Gruppe von Individuen aus verschiedenen europäischen Ländern wichtig und fördere die Identifikation stärker als Kontakte zu Angehörigen des Gastlandes (434). Zu beachten ist dabei auch Sigalas (2010) Beobachtung: Während Erasmus+ den Kontakt zwischen europäischen Studierenden fördert, finden hochqualitative Kontakte häufig zwischen Angehörigen derselben Nationalität statt (261). Eben diese hochqualitativen Kontakte sind allerdings besonders bedeutsam, da oberflächliche und kurze Begegnungen eine weitaus weniger starke Auswirkung auf Identifikationsprozesse haben (Sigalas 2010: 248).

Schließlich fördert Erasmus+ grenzüberschreitende Reisen und Kontakte und begünstigt so die „kognitive Mobilisierung“ (Inglehart 1970: 47; eigene Übersetzung) der Teilnehmenden. Kognitive Mobilisierung meint dabei die Fähigkeit, mit einer „extensive political community“ (Inglehart 1970: 47) sowie mit entfernten politischen Institutionen und Situationen umzugehen. Insbesondere geht es dabei um „die individuellen Fähigkeiten der Informationsverarbeitung, der Reflexions- und Handlungskompetenzen“ (Hadjar 2008: 148). Da die europäischen Institutionen entfernter sind und eine indirektere Beziehung zu den BürgerInnen haben als das nationale politische System, wird

kognitive Mobilisierung von Inglehart (1970) als notwendige, wenn auch nicht hinreichende Bedingung für die Herausbildung eines europäischen Gemeinschaftssinns beschrieben (47), da sie es den BürgerInnen ermöglicht, sich mit einer supranationalen politischen Gemeinschaft zu identifizieren (Datler et al. 2008: 2). Während Bildung gemeinhin als wichtigste Determinante der kognitiven Mobilisierung gilt, ist „geographische Mobilität“ (Westle/Buchheim 2016: 111; eigene Übersetzung) ein weiterer Indikator. Erasmus+ fördert als Bildungsprogramm die kognitive Mobilisierung, darüber hinaus trägt die grenzüberschreitende und interkulturelle Komponente zu deren Erhöhung bei und bildet damit die Basis für europäische Identifikationsprozesse.

Ein weiterer, in der Literatur ausführlich behandelter Mechanismus der Identitätsbildung ist das Erkennen von Gemeinsamkeiten unter den Gruppenmitgliedern und die gleichzeitige Abgrenzung gegenüber Außenstehenden. Der Aufenthalt im europäischen Ausland sowie der Kontakt zu europäischen und internationalen Studierenden führt mitunter zur „Wahrnehmung ‚kostbarer‘ Gemeinsamkeiten, die von anderen trennen“ (Kaina 2009: 84). Diese verleihen einem Kollektiv Bedeutung und dienen „als Begründung für die Grenzziehung zwischen ‚uns‘ und ‚denen‘“ (Kaina 2009: 84). Die Out-Group ist von großer Bedeutung für die Herausbildung von Identifikationen. Je klarer dabei die Abgrenzung zwischen In- und Out-group, desto größer die Bedeutung der Gemeinschaft für die Mitglieder (Risse 2010: 26). Im Falle von Erasmus+ fördert der Kontakt zu nicht-europäischen Studierenden möglicherweise die Wahrnehmung von Gemeinsamkeiten und lässt Unterschiede zwischen den europäischen Studierenden in den Hintergrund treten.

Schließlich betont Cram (2012) die instrumentellen und funktionalen Vorteile der EU und deren Bedeutung für die Herausbildung von Identifikation. Um die Wahrnehmung dieser Vorteile in Identifikationsprozesse umzuwandeln ist es erforderlich, dass diese von den BürgerInnen mit sogenannten „symbolic signifiers“ (Cram 2012: 76), also mit bedeutungsvollen Symbolen verbunden werden. Die Möglichkeit der Teilnahme an Erasmus+, und die damit verbundenen finanziellen Vorteile und persönliche Erfahrungen werden von den TeilnehmerInnen mitunter als funktionaler Zugewinn betrachtet und haben somit das Potenzial, Identifikationsprozesse zu fördern. Das Ausmaß, in welchem das gelingt, ist allerdings abhängig davon, wie stark die TeilnehmerInnen ihren Auslandsaufenthalt mit der EU und ihren Symbolen verbinden (Cram 2012: 76). Entsprechend dieser Annahme begleiten die EU-Institutionen Erasmus+ bewusst mit Kampagnen und Symbolen. So gibt es beispielsweise genaue Vorgaben der EU-Kommission für die Kennzeichnung von Erasmus+-Förderung: „Empfänger von Fördermitteln [...] sind verpflichtet, in allen Kommunikations- und

Werbematerialien die EU-Flagge abzubilden und auf die im Rahmen der einschlägigen EU-Programme erhaltene Förderung hinzuweisen“ (Europäische Kommission 2019). Darüber hinaus existiert eine interaktive Webseite der EU-Kommission mit ausführlichen Informationen zu den Programmen sowie regelmäßig bespielte Social-Media-Kanäle, etwa auf Facebook oder Instagram.

Darüber hinaus existiert noch ein weiterer, dem Institutionalismus entlehnter Mechanismus zur Förderung von Identifikationsprozessen: Entsprechend Herrmanns und Brewers (2004) Sozialisierungsmodell beeinflusst Erasmus+ Alltag und Lebensrealität der Teilnehmenden über längere Zeiträume hinweg, wobei die EU und ihre Institutionen für sie an Bedeutung gewinnen. Darüber hinaus schafft Erasmus+ eine gemeinsame soziale Erfahrung, da die Teilnehmenden ihre Erfahrungen im Ausland, wie etwa das Kommunizieren in einer anderen Sprache oder das Erleben eines fremden kulturellen Kontextes, miteinander teilen, was wiederum zu einer stärkeren Gruppenidentität führen könnte (Herrmann/Brewer 2004: 14).

4. Nationale Kontexte

Während zahlreiche Studien zu sozio-ökonomischen Determinanten der Identifikation mit Europa existieren (Ciaglia et al. 2018a: 9f.; Fligstein 2008: 145), ist der Einfluss des nationalen Hintergrunds auf die Identifikationsprozesse weniger erforscht. In entsprechenden Erhebungen lassen sich selten eindeutigen Ländermuster erkennen oder schwer erklärbare Ausnahmen treten auf (Noll/Scheuer 2006: 3). Nichtsdestotrotz weisen Cores-Bilbao et al. (2020) auf gemeinsame Identifikationsmuster hin, die bei geographisch und historisch eng verbundenen Ländern möglicherweise vorhanden sind (7). Vor diesem Hintergrund scheint sich eine Analyse der Besonderheiten des mitteleuropäischen Raumes mit einem besonderen Fokus auf Ungarn zu lohnen.

Noll und Scheuer (2006) merken an, dass „Fragen nach der Verbundenheit mit Europa und der nationalen bzw. europäischen Identität in unterschiedlichen nationalen Kontexten unterschiedlich interpretiert und beantwortet werden“ (4). Göncz und Lengyel (2016) betonen in diesem Zusammenhang die Bedeutung der unterschiedlichen historischen Erfahrungen der europäischen Staaten (33). Die AutorInnen argumentieren, dass sich abhängig vom historischen Kontext verschiedene Entwicklungsmuster von Nationalbewusstsein und nationalen Identitäten entwickelten und unterscheiden daher zwei Modelle des *nation building*. Während in den westlichen Staaten tendenziell demokratische Partizipation und Staatsbürgerschaft die Basis für das *nation building* bilden, dominiert in Mitteleuropa eher eine ethnische Definition des Nationalbewusstseins. Territoriale Grenzen sind im Vergleich zu gemeinsamen Traditionen, Religion, geteilter Geschichte und Sprache weniger bedeutend (Göncz/Lengyel 2016: 33). Die AutorInnen bezeichnen die beiden Modelle als staatsbürgerliche und ethnische Dimension von Nationalismus und übertragen sie von nationalen Identitäten auf die europäische Ebene (33). Die Argumentation Viktor Orbáns, man müsse „eine neue national-christliche Idee [...] fördern, die auf einer ethnisch und kulturell homogenen Zusammensetzung des Staates beruht“ (Hansen 2017: 186) scheint die soeben vorgenommene Unterscheidung zu stützen. Hansen (2017) bezeichnet den Nationalkonservatismus in Ungarn als „konträr zu föderalen und funktionalistischen Verständnissen des Integrationsprozesses, die [...] zusammenfassend als liberale Theorien der Integration bezeichnet werden können“ (191). Während liberale Europapolitik „die Sicherung der Freiheit der Bürger durch die Durchsetzung einer einheitlichen verbindlichen Rechtsordnung“ (Hansen 2017: 191) beabsichtige, konzentriere sich der ungarische Nationalkonservatismus auf die „Verwirklichung einer Gemeinschaft innerhalb der Nation“ (ebd.). Dabei wird davon ausgegangen, dass sich „auf europäischer Ebene [...] kein

gesellschaftlicher Zusammenhalt verwirklichen [lässt], der dem auf der nationalen Ebene vergleichbar wäre" (Hansen 2017: 192).

Die Gründe für diese Unterschiede liegen vor allem in den historischen Partikularitäten der mittel- und osteuropäischen Staaten. So argumentiert Batt (2001), dass die besondere Betonung der ethnischen und Komponenten und der nationalen Homogenität die Reaktion auf einen zwei Jahrhunderte lang anhaltenden „Kampf um nationale Selbstbestimmung“ (247; eigene Übersetzung) gegen Großmächte wie das Osmanische Reich, das Habsburgerreich und schließlich die Sowjetunion darstelle. Das Resultat dieser Anstrengungen sei schließlich die Vorstellung einer „particular ethnic identity as homogenous cultural community in possession of a state of its own“ (Batt 2001: 247). Hansen (2017) ergänzt, dass „die Grundlage der Nation“ (192) nach einem nationalkonservativen Verständnis „der Patriotismus, d.h. eine emotionale Verbundenheit der Bürger mit der Gemeinschaft, die durch die gemeinsame Erinnerung an bedeutende Ereignisse der Nationalgeschichte gefördert wird“ (192) sei.

In der Folge dominiert seit „Jahrhunderten, [...] eine identitätszentrierte Konfliktlinie in der ungarischen Politik: Verwestlichung versus nationaler Traditionalismus“ (Márkus 2009: 83). Auch Hansen (2017) weist auf den Zusammenhang zwischen „dem jeweils vorherrschenden nationalen Selbstverständnis“ (193) sowie den praktischen politischen Implikationen der daraus resultierenden „europapolitischen Konzeptionen“ (193) hin. Die zunehmende Bedeutung der Identitätspolitik in der Region Mittelosteuropa wird von Batt (2001) als Begleiterscheinung der Transformationsprozesse interpretiert (247), da mit der Demokratisierung nach 1989 auch unterdrückte nationale Identitäten wieder auftauchten und sich eine „extensive Nachfrage nach Ausdruck und Wiederherstellung der nationalen Identität“ (Kopper 2006: 247) ausbildete. In Ungarn ist der Konflikt zwischen *Europeanness* und nationaler Identität zunehmend „eskaliert“ (Political Capital Policy Research and Consulting Institute 2013: 3; eigene Übersetzung), da sich Letztere immer mehr mit der Tagespolitik vermischt. So werden beispielsweise „gesellschafts-, wirtschafts- und außenpolitische Themen [...] mit Identitätsargumenten unterstützt“ (Márkus 2009: 83) und es ist „zweifelloos ein Wiederaufleben nationaler Bestrebungen zu beobachten“ (Bos 2009: 86). Insbesondere seit dem erdrutschartigen Sieg von Fidesz im Jahr 2010 ist die „Bewahrung der ethnischen und kulturellen Homogenität“ (Hansen 2017: 186) der Bevölkerung ein übergeordnetes Ziel der ungarischen Politik. Das Wiederentflammen des Nationalismus erscheint dabei oft „collectivistic and authoritarian [...], at odds with the idealized notion of a 'European' identity“ (Batt 2001: 254). Das Political Capital Policy

Research and Consulting Institute (2013) stellt diesbezüglich allerdings fest, dass sich die Effekte der die nationale Identität betonenden Politik in Ungarn und die daraus resultierende Spannung mit der europäischen Identifikation kaum in Umfragen niederschlagen (3).

Im Kontrast zu der oftmals identitätszentrierten, nationalistischen und euroskeptischen Politik besteht in Mitteleuropa – ebenfalls aus historischen Gründen – eine besondere Beziehung zu Europa, da „der nach 1989 in den postsozialistischen Ländern notwendige umfassende Transformationsprozess mit der ‚Rückkehr nach Europa‘ verbunden“ (Bos 2009: 86) wurde. Die Hoffnung auf die Verbesserung des Lebensstandards und die Verwirklichung von nationaler Selbstbestimmung, Demokratie und Rechtstaatlichkeit ließ Europa zu einer „hoch akzeptierte[n] Idee mit starker Ausstrahlungskraft“ (Pollack 2004: 30) werden. Vielerorts wurde Europa als Garant politischer Stabilität und damit als Bollwerk gegen ein Zurückfallen in sozialistische oder autoritäre Strukturen wahrgenommen (Tsvetkova 2010: 63; Schilde 2014: 651). Zu beachten ist dabei allerdings auch, dass auf die großen Hoffnungen, die mit der Rückkehr nach Europa verbunden waren, vielerorts die Enttäuschung darüber folgte, dass die westlichen Standards nicht in kurzer Zeit erreicht werden konnten. Damit einher ging die Verbitterung darüber, „dass der politische Imperativ der Region fast drei Jahrzehnte lang lautete: ‚Imitiert den Westen‘“ (Krastev 2019). Dieser Nachahmungsimperativ wurde begleitet „von Gefühlen der Unzulänglichkeit, Minderwertigkeit, Abhängigkeit und des Verlusts der eigenen Identität“ (Krastev 2019) und resultierte schließlich in nationalen Ressentiments und einer „nativistischen Welle“ (Krastev 2019).

Insbesondere im Falle Ungarns lässt sich zudem eine scheinbar paradoxe Beobachtung machen: „Während die Ungarn – im Vergleich der EU-25-Länder – die höchste Verbundenheit mit Europa zum Ausdruck bringen, betrachten sie sich gleichzeitig – häufiger als in jedem anderen europäischen Land – ausschließlich [sic!] als Angehörige ihrer eigenen Nation und nicht als Europäer“ (Noll/Scheuer 2006: 3). Diese Diskrepanz wird verständlicher, wenn man sich vor Augen führt, dass die Verbundenheit mit Europa sich eher auf die affektive Dimension der Identifikation mit Europa bezieht, während sich die Selbstzuschreibung als Angehörige der eigenen Nation oder als EuropäerInnen eher im Rahmen der kognitiven Dimension bewegt. Dass verschiedene Dimensionen der Identifikation mit dem selben Identifikationsobjekt unterschiedlich stark ausgeprägt sind, ist an sich noch nicht ungewöhnlich. Eine mögliche Erklärung für die Diskrepanz liegt in der Annahme, dass die positiv besetzte Idee der Rückkehr nach Europa eine „inextricable and mutually supportive linkage between national identity

and European identity" (Batt 2001: 260) etablierte. Insbesondere in Mittelosteuropa schließt eine starke nationale Selbstbeschreibung somit hohe Verbundenheitswerte mit Europa nicht aus.

Insgesamt ist „die Geschichte [...] eine Quelle vielfältiger Erfahrungen, die für die europäische Identität von Bedeutung sind" (Ruchniewicz 2015: 107) und „länderspezifische[-] Erfahrungen mit der europäischen Integration" (Bergbauer 2018: 118; eigene Übersetzung) beeinflussen das Niveau der europäischen Identifikation in verschiedenen Ländern. Während beispielsweise für westeuropäische Staaten und insbesondere die EU-Gründungsmitglieder wie Deutschland von Sozialisierungseffekten ausgegangen wird, die aufgrund der langjährigen EU-Mitgliedschaft zu stärkerer Identifikation mit Europa führen, vermutet Bergbauer (2018) für Mittelosteuropa sogenannte „salience effects" (119), die aufgrund der historischen Erfahrungen und der prominenten Rolle, die die EU in diesen Ländern während der Beitrittsperiode spielte, die Identifikation mit Europa besonders fördern.

Angesichts der uneindeutigen empirischen Befunde was die Identifikationsprozesse in Mittelosteuropa und insbesondere Ungarn angeht, und der verschiedenen theoretischen Annahmen zur unterschiedlichen Bedeutung Europas in west- und osteuropäischen Ländern scheint sich an dieser Stelle ein explorativer empirischer Ansatz besonders anzubieten. Insbesondere lohnt es sich, zu untersuchen, ob tatsächlich ein Unterschied zwischen staatsbürgerlichen und ethnischen Identitätskonzeptionen besteht, die sich in verschiedenen Identifikationsobjekten niederschlagen, inwiefern die nationalistische Identitätspolitik im ostmitteleuropäischen Raum sich auf Identifikationsprozesse auswirkt und wie stark andererseits die durch Konzepte wie die Rückkehr nach Europa verursachte Verbundenheit mit Europa ist. Damit einhergehend soll auch die Bedeutung der kognitiven und affektiven Dimension für die Identität der Befragten erforscht werden.

5. Methodik

Da zu den Auswirkungen von Erasmus+ auf die europäische Identität ungarischer und deutscher Studierender nahezu keine qualitative Forschung vorliegt, soll ein explorativer, qualitativer Ansatz gewählt werden. Ein solcher Ansatz erlaubt die Aufdeckung unerwarteter Aspekte und ist somit besonders für die frühen Stadien der Erforschung eines Phänomens geeignet (Hopf 2016: 8). Während sich auch quantitative Forschungsansätze, beispielsweise in Form von Umfragen, mit Fragen der europäischen Identität befassen, erlaubt ein qualitatives Vorgehen, die Vorstellungen und persönlichen Bedeutungen, die Individuen ihrer Identität beimessen, präziser zu erfassen (Cores-Bilbao et al. 2020: 7). Dabei bietet der qualitative Ansatz den Befragten die Möglichkeit, sich „differenziert, biographiebezogen und spezifisch mit den Impulsen der Interviewerin“ (Hopf 2016: 8) auseinanderzusetzen. Die Interviewform des semi-strukturierten Leitfadenterviews erschien in diesem Fall besonders geeignet. Dabei wird das Interview anhand eines Interviewleitfadens durchgeführt, der verschiedene Themenblöcke mit Erzählaufforderungen und entsprechende Nachfragen enthält. Die Themen können dabei je nach Interviewverlauf flexibel geordnet und Nachfragen bedarfsorientiert gestellt werden (Helfferich 2011: 36). Diese Interviewform bietet den Vorteil, dass den Befragten ausreichende Impulse und Denkanstöße geboten werden, während andererseits die Offenheit der Interviewform das Aufkommen neuer, bisher nicht berücksichtigter Themenkomplexe erlaubt. Dabei wird durch die Geschlossenheit der Methode die Abdeckung der wichtigsten Aspekte gewährleistet und übermäßiges Abschweifen vom Interessensgegenstand verhindert.

5.1 Auswahl der Befragten und Durchführung der Interviews

Wie bereits in Kapitel 1 beschrieben, soll für die vorliegende Arbeit die Andrassy Universität Budapest (AUB) für eine Fallstudie herangezogen werden. Befragt wurden acht Studierende und Alumnae der AUB. Dabei wurde Wert daraufgelegt, deutsche Studierende, die einen Erasmus+-Aufenthalt an der AUB verbrachten, sowie ungarische AUB-Studierende, die ihr Erasmus+-Semester im europäischen Ausland absolvierten, paritätisch zu befragen. Die Erasmus+-Studierenden wurden mit Hilfe der Universitätsverwaltung und über persönliche Kontakte über das Projekt informiert. Schließlich erklärten sich acht Studierende, darunter vier UngarInnen und vier Deutsche, zu einem Interview bereit. Die TeilnehmerInnen studierten im Zeitraum zwischen dem Wintersemester 2017/18 und dem Wintersemester 2019/20 an der AUB beziehungsweise im europäischen Ausland und waren zum

Zeitpunkt des Aufenthalts zwischen 24 und 26 Jahre alt. Zwei der Befragten nahmen im Rahmen eines Doppelmasterprogramms an Erasmus+ teil und hatten somit keinen klassischen Erasmus+-Aufenthalt. Da die Doppelmaster-Studierenden auch über Erasmusförderung verfügen und an Erasmus+-typischen Aktivitäten teilnehmen, wurde davon ausgegangen, dass die Erfahrungen dennoch vergleichbar sind und die Studierenden ins Sample aufgenommen. Ein Überblick über die Befragten und deren jeweilige Erasmus+-Aufenthalte findet sich unter Anhang A. Da die Grundgesamtheit wegen der eher geringen Studierendenzahl recht klein ist, aus Datenschutzgründen sowie aufgrund eventueller Schwierigkeiten bei der Kontaktaufnahme wurde keine randomisierte Stichprobe angestrebt. Die Interviewtermine wurden im bilateralen Austausch mit den Befragten vereinbart. Die Gespräche wurden aufgrund der geographischen Begebenheiten und den außergewöhnlichen Umständen der Corona-Pandemie telefonisch durchgeführt. Gleichzeitig wurde eine Audioaufzeichnung der Gespräche vorgenommen. Die Interviews fanden in einer entspannten und informellen Atmosphäre statt, sodass den Befragten ausreichend Bedenkzeit blieb und sie ihre Erfahrungen offen mitteilen konnten. Alle Befragten unterzeichneten im Vorfeld eine Einwilligungserklärung und erhielten ein Informationsblatt zum Datenschutz.

5.2 Inhalt des Interviewleitfadens

Der Interviewleitfaden ist in zwei thematische Blöcke gegliedert. Während der erste Block die Erasmus+-erfahrung behandelt, konzentriert sich der zweite auf die Einstellungen der TeilnehmerInnen und adressiert verschiedene Aspekte im Zusammenhang mit ihrer Identifikation mit Europa. Der vollständige Interviewleitfaden kann unter Anhang B eingesehen werden.

Block I: Erasmus+-Erfahrung

- Motivation
- Grenzüberschreitende Kontakte: Qualität und Quantität
- In- und Outgroup
- Meinung zu Erasmus+

Block II: Einstellungen und europäische Identität

- Internationale Einstellung
- Europakonzeptionen
- Meinung zur EU

- Europäische Identität

5.3 Auswertung und Analyse

Um alle nötigen Details zu erhalten, wurde eine vollständige Transkription durchgeführt. Da es sich bei der vorliegenden Studie nicht um eine linguistische Analyse handelt, schien die Befolgung von Transkriptionsregeln mittlerer Genauigkeit ausreichend. Dabei wurden etwa sprachliche Tönung, Lautstärke, Pausen oder Dehnungen nicht in die Transkription aufgenommen (Kuckartz 2010: 41). Um die Anonymität der Befragten zu wahren, wurden die Interviews mit Nummern bezeichnet (D1 – D4 und U1 – U4) und alle Hinweise auf die Identität sowie persönliche Informationen entfernt. Nachfolgend wurde der Inhalt der Transkripte kodiert, paraphrasiert und entsprechend der einzelnen Forschungsfragen organisiert. Zur Auswertung und Organisation der Daten wurde die Software MAXQDA verwendet. Die vollständigen Transkripte können auf Wunsch zur Verfügung gestellt werden¹. Im Folgenden werden die Aussagen der Befragten anhand der Interviewnummer und der Position im jeweiligen Transkript zitiert².

¹ Auf Anfrage an nora.mandru@andrassyuni.hu werden die Interviewtranskripte gerne bereitgestellt.

² Beispielsweise steht U3/50 für Aussage 50 im Interview 3 mit einer ungarischen Studierenden.

6. Darstellung der Ergebnisse

Im Folgenden sollen die Ergebnisse der Studie dargestellt und mit entsprechenden Zitaten aus den Interviews belegt werden.

6.1 Erasmus+: Weltoffenheit, grenzüberschreitende Kontakte und Mechanismen zur Förderung der Identifikation mit Europa

Im Rahmen von Erasmus+ „ging es der Europäischen Kommission [...] von Anfang an auch darum, die Herausbildung eines europäischen Bewusstseins bzw. einer europäischen Identität bei den Erasmus-Studierenden zu fördern“ (Maiworm/Over 2013: 1). Erreicht werden sollte dies durch die Förderung von Kontakten zwischen den Studierenden aus verschiedenen europäischen Ländern. Entsprechend soziologischer und sozial-psychologischer Theorien, welche „davon ausgehen, dass Kommunikations- und Gruppenprozesse zentrale Faktoren einer Identitätsbildung sind“ (Maiworm/Over 2013: 1), wird erwartet, dass derartige Kontakte zu mehr Weltoffenheit, dem Bewusstwerden von Gemeinsamkeiten und schließlich einer stärkeren Identifikation mit Europa führen. Im Folgenden sollen die Interviews hinsichtlich dieser Ziele ausgewertet werden. Dafür wird betrachtet, welche in der Literatur erwähnten Mechanismen zur Förderung der Identifikation von den Befragten erwähnt werden und inwiefern Erasmus+ zu einer weltoffeneren, toleranteren Einstellung und somit zum Abbau von Vorurteilen und Entwicklung einer kollektiven Identifikation führt.

Qualität und Quantität der grenzüberschreitenden Kontakte

Die wissenschaftliche Literatur identifiziert grenzüberschreitende Kontakte als wichtigsten Mechanismus für die Herausbildung einer Identifikation mit Europa. So nennen auch die Befragten die Begegnung mit Menschen aus anderen (europäischen) Ländern und das Kennenlernen neuer Kulturen als Motivation für die Teilnahme an Erasmus+ (D2/2, D4/2). Ein Studierender gab beispielsweise an, mit dem Vorsatz in das Auslandssemester gegangen zu sein, „so viel wie möglich mit Leuten zu tun zu haben, die eben aus anderen Ländern kommen“ (D1/10). Eine weitere häufig genannte Motivation war das Sammeln von Auslandserfahrung sowie der „Abenteuer-Aspekt“ (U1/2), in einem neuen Land zu leben, in dem man noch keine persönlichen Kontakte hat und unter Umständen auch die Landessprache nicht beherrscht (D1/4, D4/2, U1/4, U3/2). Darüber hinaus spielten auch persönliche Interessen an einer bestimmten Region eine Rolle (D3/4, U3/2, U4/4). Weitere Motivation waren die Verbesserung von Sprachkenntnissen (D1/4, U3/2), das Kennenlernen eines anderen akademischen Kontexts (D3/2, D4/2, U1/2, U2/60), sowie vorhergegangene positive

Erasmus-Erfahrungen (D2/2, U3/2). Einige der Befragten gaben auch finanzielle Gründe als Motivation für die Teilnahme an (U1/2, U2/2, U4/4). U4 betrachtete die Teilnahme an Erasmus+ als „eine Selbstverständlichkeit“ (U4/2).

Die Quantität und Qualität der während des Auslandsaufenthalts erlebten Kontakte variierten zwischen den Befragten teilweise erheblich. Sigalas (2010) Argumentation, wonach Erasmus+ eher Kontakte mit anderen EuropäerInnen als mit Angehörigen des Gastlandes fördert und hochqualitative Kontakte häufig auf Studierende der eigenen Nationalität beschränkt bleiben, scheint in den Interviews teilweise bestätigt zu werden (261). So gaben beispielsweise D3 und D4 an, hauptsächlich Kontakt zu anderen deutschen Erasmus-Studierenden gehabt zu haben: „Ich glaube, final kann man schon sagen, dass ich die meiste Zeit mit, mit Deutschen der AUB verbracht habe“ (D2/10). D4 bedauerte: „Das ist im Nachhinein natürlich irgendwie ein bisschen schade, weil ich auch mehr mit den Ungarn hätte machen wollen, vielleicht auch mal irgendwie Familien kennenlernen oder so, aber es wurde dann doch irgendwie eher ein bisschen so ein Klischee-Erasmus Aufenthalt“ (D4/4). Der Mangel an Kontakten ins Gastland bei gleichzeitigem engen Kontakt zu Studierenden der eigenen Nationalität wird dabei von den Befragten reflektiert und problematisiert: So gibt etwa D1 an, mit dem „Vorsatz nach Budapest gegangen [zu sein], möglichst wenig mit Deutschen zu tun zu haben“ (D1/12). U3 problematisierte den Kontakt zu anderen UngarInnen während des Erasmus-Aufenthalts und gab an, diesen nicht aktiv gesucht zu haben, während auch U2 und U4 wenig bis keinen Kontakt zu anderen ungarischen Erasmus-Studierenden hatten. Bemerkenswert scheint, dass Kontakte zu Angehörigen der eigenen Nationalität eher von den Studierenden, die an die AUB kamen, beobachtet wurden, als von jenen, die von der AUB aus ins Ausland starteten. D2 beobachtete an der AUB eine „Grüppchenbildung so ein bisschen nach Nationalitäten“ (D2/10).

Bezüglich der Kontakte ins Gastland lassen sich Unterschiede zwischen den ungarischen und den deutschen Studierenden feststellen. So bezeichneten die deutschen Studierenden die Kontakte zu UngarInnen oft als eher „sekundär“ (D1/6). D1 gab an: „was jetzt ungarische oder besonders Budapester Einwohner angeht, habe ich wenig Kontakt gehabt“ (D1/6) und sagte über seine ungarischen Kontakte: „Das war aber jetzt nicht extrem viel“ (D3/18). D3 und D4 betonten den Kontakt mit UngarInnen an der AUB (D3/18, D4/4): „Also meine Mitbewohnerinnen, die jetzt nicht an der AUB waren, die hatten mit so gut wie keinem Ungarn was zu tun“ (D3/18). Im Gegensatz dazu gaben beispielsweise U3 und U4 an, beinahe ausschließlich mit Menschen aus ihrem Gastland

Kontakt gehabt zu haben (U₃/9-10, U₄/14), während U₁ und U₂ neben Kontakten zu anderen UngarInnen hauptsächlich Kontakte zu Angehörigen des Gastlandes pflegten und ausschließlich mit Deutschen in einer WG wohnten (U₁/12, U₂/11-12, 30).

Als für die Förderung der Identifikation mit Europa am bedeutendsten gilt jedoch der Kontakt zu anderen europäischen Erasmus-Studierenden. Zahlreiche AutorInnen vertreten diese These unter Bezugnahme auf die Werke von Deutsch (1953), Allport (1958) sowie Gaertner et al. (1996). In den Interviews lässt sich beobachten, dass einige Studierende zahlreiche Kontakte zu anderen EuropäerInnen pflegten, während diese bei anderen eher selten waren. D₁ lebte beispielsweise in einer WG mit elf MitbewohnerInnen aus ganz Europa: „Spanier, Italiener, Niederländer, und auch Deutsche waren da und Belgier“ (D₁/6). Die persönlichen Kontakte und die Möglichkeit des kulturellen Austausches wurde als „sehr bereichernde Erfahrung[-]“ (D₁/6) gesehen. Auch D₄ pflegte über Erasmus-Partys und befreundete WGs Kontakte zu anderen EuropäerInnen und wohnte mit einer Französin zusammen (D₄/6). U₁ hatte über die Universität europäische Kontakte während U₃ angab: „Die meisten Leute, die ich kennengelernt habe, waren Bürger oder Bürgerinnen der Europäischen Union“ (U₃/34). D₂, D₃, U₂ und U₄ hatten dagegen hauptsächlich Kontakt zu BürgerInnen ihres Gastlandes (U₂, U₄) oder verbrachten viel Zeit mit Angehörigen ihres eigenes Herkunftslandes (D₂, D₃). U₂/14 gab an, kein großes Interesse an Erasmus-Partys und Veranstaltungen zu haben, während U₄/14 darauf hinwies, dass sich aufgrund der politischen Lage kaum Erasmus-Studierende in seinem Zielland aufgehalten hätten: „Das war nicht so das typische Erasmus Erfahrung“ (U₄/14).

Ein weiterer wichtiger Faktor ist der Kontakt zu Menschen von außerhalb Europas. Diese fungieren potentiell als Out-Group, verdeutlichen Gemeinsamkeiten zwischen den EuropäerInnen und stärken das Gemeinschaftsgefühl (Risse 2010: 26). Einige der Befragten gaben an, kaum bis keine Kontakte zu nicht-EuropäerInnen gehabt zu haben (D₁/22, D₃/8, D₄/16, U₂/22) während andere vereinzelte Kontakte pflegten (U₁/20, U₃/14). U₄ nimmt hier eine Sonderrolle ein, da das Zielland Türkei je nach Definition im außereuropäischen Ausland liegt. Da U₄ überwiegend Kontakte mit Angehörigen seines Gastlandes hatte, waren seine außereuropäischen Kontakte zahlreich und tiefgehend. Gut zu beobachten ist das Bewusstwerden des eigenen Hintergrunds durch die Konfrontation mit der Out-Group: „Das ist nicht die europäische Kultur, an die wir gewohnt sind. Auf keinen Fall. Und auch die Religion, auch [...] alle Gewohnheiten. Das ist halt alles, alles sehr, sehr unterschiedlich, was wir so kennen“ (U₄/36).

Wie fördern grenzüberschreitende Kontakte die Identifikation mit Europa? Erkennen von Gemeinsamkeiten und Abbau von Vorurteilen

Gemäß der *transactionalist thesis* (Deutsch 1953), sowie der Kontakthypothese (Allport 1958) und dem CIIM (Gaertner et al. 1996) resultieren grenzüberschreitende Kontakte zwischen den EuropäerInnen in Zusammengehörigkeitsgefühlen und kollektiver Identifikation. So äußerte beispielsweise D1: „durch die Wohngemeinschaft, in der wir gewohnt haben, waren wir schon so eine eingeschworene Gemeinschaft, irgendwie eine Gruppe [...]. Da habe ich mich schon sehr zugehörig gefühlt“ (D1/20). D2 kam bezüglich einer kollektiven Identität zu folgendem Schluss:

„Und mich hat es da auch wieder in diesem europäischen Gedanken, den ich eh schon länger pflege, bestätigt gefühlt. Dass man vielleicht im europäischen Ausland ist. Also man ist nicht in Deutschland, man ist in einem anderen Nationalstaat. Aber am Ende des Tages, trotz vieler kleinerer und feiner Unterschiede, hat man doch irgendwie eine gemeinsame europäische Identität“ (D2/18).

Auch D4 bezog sich auf Gemeinsamkeiten zwischen den EuropäerInnen: „Also da konnte man auf jeden Fall irgendwie immer Gemeinsamkeiten finden und gemeinsame Themen und Interessen“ (D4/12). U1 äußerte sich auf ähnliche Weise: „Also wir haben nicht so auf die Unterschiede geschaut, eigentlich. Also, es war natürlich, dass wir alle [einen] verschiedenen Hintergrund haben. Aber es hat die Zusammengehörigkeit jetzt nicht geschwächt“. Schließlich erwähnte U3: „ich glaube [...] wir haben schon so eine gemeinsame Grundlage, dass wir nicht vom selben Land aber vom selben Kontinent stammen“ (U3/36). Häufig wurde auch betont, dass die Unterschiede zwischen den Nationalitäten keine große Bedeutung gehabt hätten:

„Die meisten Leute, die ich kennengelernt habe, waren Bürger oder BürgerInnen der Europäischen Union und für mich gab es keine riesengroßen Unterschiede. Ich habe auch schon Franzosen kennengelernt, Spanier kennengelernt. Auch Leute von Nordeuropa. Und das war [...] kein so ein Effekt, wo ich gesagt hab ‚Oh Gott, sowas habe ich mir nie vorstellen können‘, sondern es war normal“ (U3/34).

D4 äußerte dazu: „Aber ich hatte das Gefühl, [...] dass es jetzt keine national zuschreibbaren Unterschiede so richtig gab“ (D4/12) während D3 angab, im „alltäglichen Verhalten [...] rein an der Nationalität jetzt keine großen Unterschiede“ (D3/22) bemerkt zu haben. Unterschiede wurden meist lediglich in Bezug auf Verhaltensweisen wie Essgewohnheiten oder Pünktlichkeit festgestellt und als eher unbedeutend eingestuft (U3/18, D1/18, D4/12). D3/20 ging auf finanzielle Unterschiede zwischen

Deutschen und UngarInnen ein, während U₁ und U₂ auf Unterschiede in der Diskussionskultur und dem politischen Interesse der beiden Nationalitäten aufmerksam machten (U₁/28, U₂/46).

Gemäß der Kontakthypothese und dem CIIM führt der grenzüberschreitende Kontakt darüber hinaus zum Abbau von Vorurteilen und bringt Mitglieder unterschiedlicher Gruppen dazu, sich als Teil einer umfassenderen, übergeordneten *Superordinate Group* zu begreifen (Gaertner et al. 1996: 272). Eine Befragte betonte die Möglichkeit, mehr über andere Länder zu erfahren und Vorurteile abzubauen: „Dass man so eine Verbindung zu den Ländern hat und dass man da persönlich Leute trifft und fragen kann, [...] ,Ich habe mal so gehört, dass es in deinem Land so ist. Wie siehst du das?“ (U₁/40). Ein immer wieder zitierter Vorteil von Erasmus+ ist der erwähnte Abbau von Klischees: „dann kann man auch mal Sachen vor Ort nachvollziehen und vielleicht einige Vorurteile auch auflösen oder [...] verstehen, warum so Sachen sind, wie sie sind“ (D₃/36). Auf ähnliche Weise äußerte U₄: „wenn man sich damit detailliert beschäftigt, dann lösen sich diesen Klischees [...] auf“ (U₄/50). Insbesondere der längere Aufenthalt vor Ort scheint zu einem unvoreingenommeneren Umgang mit vorgefertigten Annahmen und Meinungen zu führen: „dass ich mich mit der ungarischen Gesellschaft durch meine Zeit vor Ort mehr auseinandergesetzt habe, als wenn ich in Deutschland geblieben wäre und einfach mit dem Zeigefinger nur auf Ungarn gezeigt hätte“ (D₂/68).

Erasmus+ als funktionaler Vorteil

Gemäß Crams (2012) Ausführungen wird zudem die Teilnahme an Erasmus+ und den damit verbundenen Erfahrungen als funktionaler Zugewinn wahrgenommen und kann somit zu einer erhöhten Identifikation mit Europa führen (75f.). Derartige Identifikationsprozesse sind verstärkt zu erwarten, sofern die funktionalen Vorteile mit sogenannten *symbolic signifiers* verknüpft werden (siehe Kapitel 2). Das Programm wurde von allen Befragten als äußerst positiv wahrgenommen. So bezeichnete ein Teilnehmender Erasmus+ als „einzigartige Chance“ (D₁/30) und eine andere äußerte: „Und deswegen glaube ich, dass das echt ein richtig gutes Konzept ist und das auch ausgebaut werden sollte und dass das irgendwie [...] Zukunft wird, dass [...] mehr Leute Erasmus machen“ (D₄/26). U₃ vertrat eine ähnliche Meinung: „Ich finde, dass es sehr, sehr gut ist und ich weiß es, dass es nicht so einfach geht, aber ich würde das obligatorisch machen, weil ich denke, dass es eine sehr, sehr gute Gelegenheit ist, verschiedene Länder, verschiedene Kulturen kennenzulernen“ (U₃/32). Häufig hervorgehoben wurde der finanzielle Aspekt des Programms (D₁/30, D₄/26), die Möglichkeit, neue Menschen kennenzulernen, der „interkulturelle Austausch“ (D₂/24) sowie die „Vernetzung innerhalb Europas“

(D4/26). Einige der Befragten betonten besonders die gewonnenen (interkulturellen) Freundschaften (D4/4, U1/44, U3/28). D2 verband Erasmus+ und die dadurch gewonnenen Erfahrungen mit einem europäischen Gedanken:

„ich [bin] ganz grundsätzlich ein riesen Befürworter dieser Idee, dieses europäischen Gedankens. Dahinter mal den klassischen Blick über den Tellerrand, [...] ich glaube wirklich daran, dass es nur Vorteile hat, wenn man mal wirklich selbst aus seinem eigenen Umfeld, aus seinem eigenen Studiengang, aus seinem eigenen Sprach- und Kulturraum ein bisschen hervorkommt und auch mal etwas Neues entdeckt“ (D2/2).

D3 betonte die Bedeutung des Programms angesichts des Erstarkens „nationale[r] Vorurteile“ (D3/36) und wies darauf hin, dass ein Erasmus+-Aufenthalt tiefere Einblicke ermögliche als beispielsweise ein Urlaub. Persönlichkeitsentwicklung und die Erweiterung des eigenen Horizonts wurden ebenfalls häufig hervorgehoben. So sprach etwa U4 von einer „Persönlichkeitsentdeckungsreise“ (U4/48), während D3 feststellte dass Erasmus+ sein „Reiseinteresse und Kultureninteresse geschärft“ (D3/44) habe. U1 äußerte er sei „selbständiger geworden und offener. Und ja, durch so offene Augen und mit Interesse durch die Welt zu gehen und zuzuhören, [...] das kam, glaube ich, durch den Auslandsaufenthalt mit Erasmus“ (U1/76). Die Befragten beschrieben somit zahlreiche positive Aspekte des Programms, welche durchaus als funktionale Vorteile wahrgenommen werden können. Unklar bleibt allerdings, inwiefern diese Aspekte durch *symbolic signifiers* mit der EU verbunden werden. Lediglich ein Befragter setzte das Programm explizit in Verbindung mit der EU und bezeichnete es als „eine der größten Errungenschaften der EU“ (U4/46).

Erasmus+ als gemeinsame Erfahrung

Schließlich schafft Erasmus+ eine gemeinsame soziale Erfahrung unter den Teilnehmenden, die beispielsweise den Alltag in einem anderen Land und das Kennenlernen einer neuen Kultur gemeinsam erleben. Laut Herrmann und Brewer (2004:14) führt dies unter Umständen zu einer stärkeren Gruppenidentität. So beschreibt etwa D1 seine Erasmus-Gruppe folgendermaßen: „wir waren schon eigentlich alles einfach junge Leute auf einer Wellenlänge“ (D1/18). D3 stellte fest: „aber die Leute, mit denen man dann am engsten was zu tun hatte, waren doch die, die halt auch nur ein halbes Jahr da sind. Das lag allein schon daran, dass man zum Beispiel am Ende dann irgendwelche gemeinsamen Sachen gemacht hat, die für andere [...] schon nicht mehr interessant waren“ (D3/24). D3 hob besonders den Zusammenhalt zwischen den Erasmus-Studierenden als positiven Aspekt

seines Auslandsaufenthalts hervor: „vielleicht war es dann einfach der Zusammenhalt, der mir am meisten Spaß gemacht hat“ (D3/32).

6.2 Grundannahmen, Identifikation mit Europa und Europakonzeptionen

Im Folgenden soll untersucht werden, welche Identifikationsprozesse mit Europa bei den Teilnehmenden zu beobachten waren. Dabei wird einerseits betrachtet, inwiefern die Interviews einige der Grundannahmen der europäischen Identitätsforschung (siehe Kapitel 2) stützen, andererseits die Identifikationsprozesse anhand Roosees (2016) Konzept analysiert werden (51). Die befragten Erasmus+-Studierenden bilden hier das Identifikationssubjekt. Die Identifikationsobjekte sowie die Beziehungen zwischen den beiden scheinen zum Teil deutlich zu variieren. Schließlich soll auch Aussagen, die auf wie von Roose (2016) beschriebene inkonsistente und vage Identifikationsprozesse hinweisen, nachgegangen werden (46).

Grundannahmen der Identitätsforschung

Dem Konzept der *Imagined Communities* (Anderson 1983: 6) kommt in der europäischen Identitätsforschung eine große Bedeutung zu. Wie in Kapitel 2 beschrieben, kann sich in Gruppen, die so groß sind, dass sich nicht alle Mitglieder persönlich kennen, trotzdem eine kollektive Identifikation herausbilden. Die Individuen treffen dabei Annahmen über die Eigenschaften der anderen Gruppenmitglieder, die schließlich in einer imaginären Gemeinschaft resultieren. Auch einige Aussagen in den Interviews scheinen auf dieses Konzept hinzuweisen. So äußerte beispielsweise D2: „aber am Ende des Tages sind wir doch in Europa relativ ähnlich und haben dieselben Probleme und Herausforderungen, der man sich zumindest als Student, als Studentin betrachtet“ (D2/18) und D4 ging davon aus, „dass der Großteil unserer Generation von eben EuropäerInnen sich irgendwie schon sehr ähnlich ist von Lebensstilen und Wertvorstellungen und ja, Arten zu sein und sein zu wollen“ (D4/12). In den Zitaten ist klar erkennbar, dass Annahmen über die Gesamtheit der EuropäerInnen als Gruppe, als deren Teil die TeilnehmerInnen sich selbst begreifen, getroffen werden.

Eine weitere Kernaussage der Identitätsforschung bezieht sich auf das Vorhandensein multipler Identitäten: Wie bereits unter Punkt 2 beschrieben, sind Identifikationsprozesse kein Nullsummenspiel. Ein Individuum verfügt über mehrere Identitäten, die in verschiedenen Verhältnissen zueinander stehen können. Bezüglich der Identifikation mit Europa geht Risse (2005) davon aus, dass die Hauptkonfliktlinie zwischen Individuen, die sich ausschließlich mit ihrem

Herkunftsland identifizieren sowie solchen, die einen gewissen Grad an Identifikation mit Europa aufweisen, verläuft (295). In den Interviews finden sich zahlreiche Hinweise auf das Vorhandensein multipler Identitäten: D1, D2 und U3 gaben an, sich zu gleichen Teilen als Deutsche/UngarInnen und EuropäerInnen zu fühlen (D1/66, D2/60, U3/66-68). Auch D4, U1, U2 und U4 äußerten, sowohl eine nationale als auch eine europäische Identität zu besitzen. U1 stellte dabei fest, dass sie sich mehr als Europäerin denn als Ungarin fühle (U1/70). Darüber hinaus wiesen einige Aussagen auf das von Risse (2005) beschriebene Marmorkuchen-Modell hin, demzufolge verschiedene Identitäten nebeneinander bestehen und je nach Kontext an Bedeutung gewinnen können (296): „Ich würde jetzt nicht sagen, dass das irgendwie der größte Teil meiner Identität wär. Da sind dann andere Bereiche, die mir wichtiger sind“ (D4/48). Die Befragte führte dazu aus: „deshalb fühle ich mich natürlich schon als Deutsche, aber ich glaube eher auf einer lokaleren Ebene als BerlinerIn oder als KielerIn oder, [...] als Studentin“ (D4/52).

Europakonzeptionen

Schließlich soll das von Roose (2016) entwickelte Konzept der Identifikation mit Europa auf die Interviews angewendet werden (51). Wie bereits erwähnt, stellen dabei die Erasmus+-Studierenden das Identifikationssubjekt dar. In den Interviews lassen sich verschiedene Europakonzeptionen beobachten, die auf die Vielzahl der möglichen Identifikationsobjekte hinweisen. Häufig betrafen die zuerst geäußerten Assoziationen den europäischen Kontinent als geographisch definierte Entität (D1/68, D4/44, U2/88, U3/54, U4/70).

Darüber hinaus waren oftmals kulturell und historisch geprägte Europakonzeptionen zu beobachten: „Also ich würde das schon, einerseits durch Kultur und Geschichte definieren“ (U1/54). Auch U3 bezog sich auf eine geteilte Kultur die „nicht homogen aber doch irgendwie [...] gemeinsam[-]“ (U3/42) sei. Ein Befragter sprach von kollektiven historischen Erfahrungen (U2/106), während ein anderer sich auf den „europäischen Kulturraum[-]“ (D2/32) bezog. Bei U4 ließ sich darüber hinaus besonders gut beobachten, inwiefern ein Aufenthalt außerhalb Europas die Wahrnehmung einer gemeinsamen Kultur fördern kann:

„...europäische Kultur, also das ist ja Teil unseres Wesens. Die ist, was wir kennen und woran wir gewohnt sind [...] und praktizieren und leben. Und die europäische Kultur, also das kann ich schon unterscheiden, da ich den Aufenthalt in der Türkei gemacht habe“ (U4/60).

Von den Befragten wurde allerdings auch die kulturelle und historische Vielseitigkeit der europäischen Staaten reflektiert. Wie von Bos (2009) festgestellt, kann Europa keineswegs auf eine einheitliche kulturelle und geschichtliche Erfahrung zurückgreifen, wie dies etwa bei einzelnen Nationalstaaten der Fall ist (77). Die Befragten hoben die Vielfalt der europäischen Staaten hervor, betonten aber auch, dass diese trotzdem eine gewisse Einigkeit demonstrierten. Ein Befragter äußerte beispielsweise:

„Ich tue mich ein bisschen schwer damit so zu sagen, ‚das ist jetzt eine europäische Kultur‘, weil auch innerhalb Europas einfach die Kulturen verschieden sind. Das [...] ist einfach auch ein Faktor, den sollte man nicht ignorieren und den sollte man auch nicht unbedingt als schlecht darstellen, weil ich auch ein Freund von Vielfalt bin“ (D1/46).

Auch D2 äußerte, für ihn mache insbesondere diese Vielfalt das Europäisch-Sein aus: „Komprimiert auf ein unfassbar kleines geografisches Gebiet eine unfassbare Vielfalt von Mentalitäten, Identitäten, Kulturen, die aber doch dieselben Werte und Ziele teilen“ (D2/62). Ähnlich argumentierte D4: „ziemlich viele verschiedene Kulturen mit also ziemlich vielen kleinen Staaten im Vergleich zu anderen Kontinenten, mit ganz unterschiedlichen Geschichten und politischen Einstellungen und Systemen, die aber irgendwie ja trotzdem so zusammen funktionieren“ (D4/36). U2 fasste schließlich zusammen: „Eben diese Vielfalt und trotzdem irgendwie Einheit. Also das klingt jetzt sehr klischeemäßig, aber trotzdem denke ich das so“ (U2/84).

Häufig verbinden die Befragten Europa darüber hinaus mit einer politischen Komponente (D1/43-44, D2/39-40, D4/44, U2/78). U4 verknüpfte Europa besonders eng mit der EU: „Also das Projekt [die EU] ist das Beste, was Europa je hingekriegt hat, was uns ja so viele Jahrzehnte Frieden beschert hat. Also politisch ist es wirklich ein Meisterwerk geworden“ (U4/64). Insbesondere der Aspekt der EU als Friedensprojekt wurde hervorgehoben: „was ich mit Europa verbinde [...]. Europa ist das, wo innerhalb von einer Generation aus Feinden erst Partner und dann sogar Freunde wurden“ (D2/38). Auch D1 impliziert, Europa besonders mit der EU als Friedensprojekt zu assoziieren: „Was ich mit Europa verbinde... In erster Linie Frieden würde ich sagen, das steht für mich auf jeden Fall im Vordergrund“ (D1/42). Ein weiterer häufig hervorgehobener Aspekt war die Notwendigkeit, sich zusammenzuschließen, um auf der internationalen Bühne an Bedeutung zu gewinnen (D2/50, U3/74). So äußert etwa D3: „Weil ich schon glaube, dass man im Großen und Ganzen auf dem Wege mehr erreichen kann als einfach nur dadurch, dass jedes einzelne Land seinen eigenen Kram macht“ (D3/56) und U1 ergänzte, Europa müsse „zusammen handeln, um alle möglichen Krisen zu überstehen“

(U1/46). Auch gegenseitiges Lernen der EU-Staaten untereinander wurde hervorgehoben (D1/52, D3/46, U3/54).

Des Weiteren scheinen die Interviews die Überlegung von Bos (2009) zu stützen, der zufolge eine europäische Identifikation auch auf gemeinsame europäische Werte gestützt sein könne (77f.). Die Befragten verbanden ihre Europakonzeption häufig mit spezifischen Werten, die sie als dezidiert europäisch wahrnahmen. Ein Befragter nannte hier etwa Solidarität und Kooperation (D1/42-52), während ein anderer Bezug auf „Demokratie, Freiheit, Menschenrechte“ (D2/28) nahm. U3 erwähnte „diese gemeinsame[n] Werte oder Freiheiten, die die Europäische Union versucht zu gewährleisten, was jetzt nicht in allen Ländern immer so gut funktioniert, aber halt Pressefreiheit, Meinungsfreiheit“ (U3/44) und U4 nannte „Völkerverständigung [...], Frieden, Freiheit, Wohlstand“ (U4/58) als europäische Werte. Besonders häufig wurde Freiheit als europäischer Wert erwähnt: Europa sei, „wo die Menschen eigentlich frei leben können“ (U3/54). Bos (2009) führt ferner aus, die „Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft bedeute[-] ganz selbstverständlich auch das Eingebundensein in die Wertgrundlagen der Gemeinschaft“ (Bos 2009: 7). Auf die Befragten scheint dies zu einem gewissen Grad zuzutreffen, denn sie verbanden ihre Europakonzeption nicht nur mit den ihrer Meinung nach europäischen Werten, sondern trugen diese Werte auch mit: „Alle Freiheiten, die die EU uns bietet, also die alle lebe ich, teile ich, genieße ich, [...] partizipiere ich und nehme ich teil“ (U4/58). Inwiefern diese Wertgrundlage auch mit einer ausdrücklichen Identifikation verbunden ist, soll im Absatz zu den Dimensionen der Identifikation analysiert werden. Bezüglich der Werte, die von den Befragten als positiv wahrgenommen und mit der EU verknüpft werden, kritisierte D4, dass die EU häufig ihren eigenen Ansprüchen und Werten nicht genüge und somit einen scheinheiligen Eindruck erwecke (D4/38).

Neben den eindeutigen Konzeptionen, auf die die Befragten sich bezogen, existierten häufig Ambiguitäten, etwa in der Form einer unbewussten Vermischung verschiedener Konzepte. Dieser Umstand verdeutlicht erneut das in Kapitel 2.1 beschriebene konzeptionelle und empirische Problem: Einerseits sind die Identifikationsobjekte in der Wahrnehmung der Befragten weit weniger präzise definiert als es die theoretischen Ansätze annehmen und andererseits verfügt nicht jede und jeder Befragte über eine eindeutig abgegrenzte Europakonzeption. Vielmehr finden sich bei nahezu allen Befragten Hinweise auf mehrere Identifikationsobjekte, denen die Teilnehmenden unterschiedlich große Bedeutung zuweisen. Insbesondere quantitative Studien laufen daher Gefahr, verschiedene

Bedeutungen von Identifikationsprozessen zu vermischen (Checkel/Katzenstein 2009: 10). Eine Aussage von D2 verdeutlicht die Verknüpfung verschiedener Europaverständnisse besonders anschaulich: „Ja, ich finde, die [kulturelle Komponente] ist tatsächlich eng mit dem Politischen verknüpft. Also wir haben einfach ein großes historisches Erbe als Kontinent“ (D2/42). Auch D4 nannte verschiedene Europabilder in einem Atemzug: „geografisch [...] als Kontinent, dann politisch, als die EU und ihre Anwärterstaaten. [...] Und kulturell finde ich es [...] irgendwie am schwierigsten zu definieren“ (D4/44). Auch U2 schien ein geographisches und politisches Europaverständnis miteinander zu verbinden: „Europa würde ich [...] als einen Kontinent definieren, und ja, wenn man [es] politisch betrachtet als die EU“ (U2/88). Bei U1 ließ sich eine ähnliche Vermischung beobachten: „Und das ist auch geografisch sinnvoll, zu Europa zu gehören und kulturell sowieso [...]. Und politisch, ja, entwickelt es sich gerade nicht so, wie ich das mir wünschen würde, aber ja, vielleicht ändert sich das noch“ (U1/56). Die vorangehenden Zitate zeigen auch, dass die Befragten ohne spezifische Fragestellung oder Erzählaufforderung Bezug auf geographische, kulturell-historische und politische Europakonzeptionen nehmen. Dies verdeutlicht die Sinnhaftigkeit dieser Differenzierung und untermauert die Relevanz der drei in der Theorie dominanten Konzepte.

Schließlich zeigen sich zahlreiche Hinweise auf Rooses (2016) Vermutung der inhaltslosen, inkonsistenten oder vagen Identifikationsprozesse (46). So gab es beispielsweise Rückfragen, ob nun der Kontinent Europa oder das politische Konstrukt EU gemeint sei (D1/40). Darüber hinaus taten sich einige der Teilnehmenden schwer mit der Frage nach ihrer Vorstellung von Europa: „Das kann ich wirklich nicht so gut auf den Punkt bringen, muss ich leider sagen“ (D1/50). D3 stellte fest: „Und... ja ich glaube, mehr fällt mir gerade nicht ein“ (D3/46), während U4 äußerte: „Europa ist Heimat, ist... ist meine... Wow, das sind so tiefe Fragen, hast mich nicht vorbereitet darauf...“ (U4/58).

Dimensionen der Identifikation

Schließlich lassen sich verschiedene Dimensionen der Identifikation und somit eine Vielzahl von möglichen Verbindungen zwischen Identifikationssubjekt und -objekt beobachten. Moderate Hinweise gibt es auf die kognitive Dimension der Identifikation mit Europa. Dabei lassen sich die kulturelle und die von van Mol (2018) als „civic“ (3) bezeichnete Komponente unterscheiden. So finden sich bei einigen Befragten Andeutungen einer kognitiven Identifikation mit Europa, die durch kulturelle Merkmale bestimmt wird (D2/62, D3/64, U1/66). D1 hingegen wies auf die zweite, staatsbürgerliche Komponente hin: „Was macht es für mich aus, Europäer zu sein? Also erstmal

natürlich, ja dass wir hier schon erstmal in Europa sind und auch als Teil der EU auch von den Dingen profitieren, die im Zusammenhang mit der EU stehen" (D1/68). D3 verknüpfte unbewusst beide Komponenten der kognitiven Identifikation: „Ich weiß ungefähr, wer unsere führenden Politiker gerade sind. Ich weiß auch im kulturellen Bereich. Ich weiß, was es hier für Gerichte gibt, welche Lebensmittel hier gekauft werden. All sowas, was ja dann irgendwie so was definiert" (D3/64).

Bezüglich der weiteren Dimensionen von Identifikation zeigt sich insbesondere die Schwierigkeit, die evaluative klar von der affektiv-emotionalen Dimension zu trennen. Während beispielsweise D4 scheinbar keine spezifische Evaluation mit der Identifikation mit Europa verband (D4/54), äußerte U1, die Vielfalt in Europa sei ihr wichtig, ohne eine konkrete Wertung vorzunehmen (U1/66). Die Teilnehmenden schienen zu dem Identifikationsobjekt Europa allerdings häufiger eine dezidiert emotional-affektive Beziehung zu haben als lediglich eine bestimmte Wertung zu tätigen (van Mol 2018: 3). So äußerte etwa D2 Stolz darüber, Europäer zu sein (D2/48), während D1, D3 und U3 Europa als ihr Zuhause und ihre Heimat bezeichneten. U1 gab an, von der europäischen Vielfalt geprägt worden zu sein (U1/66). Affektive Beziehungen scheinen insbesondere mit einem Identifikationsobjekt Europa, welches durch politische und funktionale Aspekte definiert wird, zu bestehen. So stellte beispielsweise U3 fest, dass sie „mit diesen Grundfreiheiten die die EU versucht, zu vertreten und mit diesen Prinzipien und mit diesen Sachen, die sie alles macht und was sie alles fördert und für wichtig findet, eigentlich [...] im Großen und Ganzen einverstanden" (U3/74) sei.

Das letzte Zitat weist bereits auf eine funktionale Identifikation mit Europa hin. Weitaus häufiger als auf die kognitive, evaluative oder affektive Dimension wurde von den Befragten auf eine Identifikation, welche insbesondere durch funktionale Vorteile hervorgerufen wird, hingedeutet (Cram 2012: 75). Gefragt danach, was es für sie ausmache, sich als Europäerin zu fühlen, äußerte etwa D4: „also keine inhaltliche Beschreibung, sondern [...] eher eine Beschreibung von Möglichkeiten und [...] das Bewusstsein, dass man halt irgendwie schon rechtlich und politisch und finanziell einfach richtig Glück gehabt hat" (D4/54). Für U2 bedeutete europäisch sein „dass ich überall in Europa leben, studieren, arbeiten könnte, beziehungsweise auch als gleichwertiger Bürger behandelt werde" (U2/112). U1 und D4 äußerten, sich dann besonders europäisch zu fühlen, wenn ihnen in Abgrenzung zu anderen bewusst werde, welche Vorteile dies mit sich bringe (U1/52, D4/40). Der mit Abstand am häufigsten genannte funktionale Vorteil war dabei die Freizügigkeit und die Reisefreiheit innerhalb der EU (D1/42, D2/44, D3/46, D4/18, U1/46, U2/80, U3/42, U4/74), die auch mit

Identifikationsprozessen verknüpft wurde: „deswegen fühlt es sich [...] nicht an, als wär da eine Staatsgrenze zwischen und deswegen fühle ich mich schon auch als Europäerin“ (D4/52). Weiterhin wird mit der EU häufig ökonomischer Wohlstand verbunden: „Wirtschaftlich gesehen natürlich, ich glaube, als Europäer hat man schon einen sehr guten Wohlstand im internationalen Vergleich [...]. Und da darf man wirklich auch mal zufrieden sein“ (D2/48). Auch die anderen Befragten hoben die wirtschaftlichen Vorteile der Unionsmitgliedschaft hervor (D1/56, D3/54, D4/44, U4/64). Die gemeinsame Währung wurde von D2, D3 und D4 als funktionaler Vorteil gesehen (D2/44, D3/52, D4/42). Ferner erwähnten einige der Teilnehmenden die gemeinsamen Standards, die die EU in zahlreichen Bereichen vorgibt: „Aber aus meiner Perspektive verbinde ich wirklich einfach hohe Standards in sämtlichen Bereichen mit Europa und das macht es dann für mich auch aus“ (D1/68). U3 bezog sich auf Lebensmittelstandards (U3/58), während U4 auf den Verbraucherschutz einging (U4/68). Schließlich wies D4 darauf hin, dass die funktionalen Vorteile, die ein Leben in der EU mit sich bringe, von den BürgerInnen als selbstverständlich wahrgenommen würden (D4/18). Ein möglicher Grund für die Häufigkeit, mit der funktionale Aspekte genannt wurden, klingt möglicherweise bei D2 an. Dieser warnte davor, im Zusammenhang mit Erasmus+ und europäischer Identität „pathetisch zu werden“ (D2/58). D3 äußerte, sich nicht unbedingt als Europäer zu sehen und begründete dies unter anderem damit, die EU zu „rosig“ (D3/60) gesehen zu haben. Diese Aussagen scheinen zu implizieren, man solle bezüglich der Identifikation mit Europa nicht zu idealistisch oder emotional werden. Aus diesen Vorbehalten kann man wiederraus schließen, dass die Befragten unter Umständen zu einer eher funktionalen Verbindung mit dem Identifikationsobjekt neigen.

Auch bezüglich der verschiedenen Dimensionen von Identifikation lassen sich Hinweise darauf finden, dass die Identifikationsprozesse mitunter vage oder wenig bedeutsam für die Befragten sind. So äußerte etwa D3: „Keine Ahnung, ich weiß nicht, was das bedeuten soll, wenn ich sage, ich bin Europäer. Wenn ich sage, ich bin Deutscher, dann weiß ich irgendwie, was das bedeutet. Das ist ganz schwierig zu erklären“ (D3/60), während U4 Schwierigkeiten damit hatte, die Frage danach zu beantworten, was das Europäisch-Sein ausmache (U4/86). Ferner zeigte sich teilweise eine Vermischung der verschiedenen Dimensionen. So verband etwa D2 die beiden Komponenten der kognitiven Identifikation mit den durch die EU garantierten funktionalen Vorteilen: „...dass man als Europäer in der Welt unfassbar privilegiert ist, zunächst wirtschaftlich gesehen, dann politisch gesehen und dann zu guter Letzt auch kulturell gesehen“ (D2/46). Insgesamt scheint die Annahme Tajfels (1978), der zufolge jeder Identifikationsprozess zumindest über eine kognitive, evaluative und

affektive Dimension verfüge, durch die Interviews nicht gestützt zu werden (255). Vielmehr variieren die zu beobachtenden Dimensionen zwischen den Befragten in der Häufigkeit ihres Auftretens und ihrer Bedeutungsschwere.

6.3 Nationale Kontexte

Entsprechend der Konzeption von Cores-Bilbao et al. (2020), die von gemeinsamen Identifikationsmustern in geographisch und historisch eng verbundenen Staaten ausgehen (7), nahmen einige der Befragten Bezug auf die Ähnlichkeiten innerhalb der V₄-Gruppe: „Und da gibt es ja bei Ungarn zum Beispiel die Visegrád-Staaten [...] Das ist für mich ein Block“ (D₃/68). Auch U₁ thematisierte Ähnlichkeiten in Mitteleuropa: „Aber ob es [in Ungarn] besonders ist im Verhältnis zu den anderen Ländern in der Region, ich denke das ist dann ganz ähnlich, also das würde ich nicht unterscheiden. Das ist [...] dasselbe in der Slowakei, Rumänien, in Tschechien, Polen“ (U₁/72). Ähnlich argumentierte D₄: „Da fände ich dann irgendwie leichter [...] Deutschland und Frankreich [...], weil die auch eine große gemeinsame Geschichte haben und auch irgendwie viele Ähnlichkeiten vielleicht, zusammen zu tun als [...] England und Ungarn“ (D₄/44). Oft wurde auch auf eine Spaltung oder ein „Auseinanderdriften“ (U₄/64) der europäischen Staaten hingewiesen. So äußerte beispielsweise U₁: „...da habe ich das mehr gespürt, dass es so eine gemeinsame Kultur auch gibt, und wenn man in Europa ist, dann spürt man ein bisschen dieses Gefälle, diese Unterschiede Ost, West, Nord, Süd“ (U₁/48).

Bei der Auswertung wurde ferner ein besonderes Augenmerk auf die von Göncz und Lengyel (2016) eingeführte Unterscheidung zwischen der ethnischen und der staatsbürgerlichen Variante des *nation building* gelegt (33). Wie in Kapitel 4 ausgeführt, gehen die AutorInnen davon aus, dass in den westlichen Staaten demokratische Partizipation und Staatsbürgerschaft die Basis für Nationalismus und nationale Identifikation bilden, während in Mitteleuropa eine ethnische Perspektive vorherrscht und dabei besonders den gemeinsamen Traditionen und der geteilten Geschichte eine besondere Bedeutung zukommt (Göncz/Lengyel 2016: 33). Die AutorInnen übertragen diese These anschließend auf die Identifikation mit Europa. Die Interviews scheinen ihre Annahmen, wenn auch nur moderat, zu stützen. Hinweise auf die ethnische Variante der Identifikationsprozesse fanden sich besonders bei den ungarischen Befragten. So betonte beispielsweise U₃ aus einer historischen Sichtweise, dass Ungarn zu Europa gehöre, „weil die Ungarn ja schon seit vielen, vielen Jahren und Jahrhunderten in Europa sind. [...] Also eine Verbindung schon, aber [...] nicht nur wegen der

Europäischen Union, sondern weil wir seit ich weiß nicht wievielen Jahren hier sind“ (U3/76). Ähnlich äußerte U4: „Ungarn gehörte schon immer zu Europa, historisch auf jeden Fall“ (U4/80). Der Befragte betonte darüber hinaus die kulturelle Verbindung Ungarns zu Europa: „Ungarn gehört kulturell, wie wir europäische Kultur besprochen haben, definitiv zu der europäischen Hochkultur“ (U4/76). Auf der anderen Seite schien bei dem deutschen Befragten D2 eher das staatsbürgerliche Verständnis vorzuherrschen, in dem mehr Wert auf politische Aspekte als auf Geschichte und Tradition gelegt wird: „Und dass Ungarn jetzt natürlich auch seit 16 Jahren Teil und auch wichtiges Teil der Europäischen Union ist, ist das schon toll“ (D2/26).

Wie in Kapitel vier ausgeführt, vermuten Göncz und Lengyel (2016) die historische Erfahrung der mangelnden nationalen Selbstbestimmung als Grund für das ethnische Verständnis von Identitätsbildung und *nation building*. In den Interviews wurde auf diese Besonderheit insbesondere von den ungarischen Befragten Bezug genommen, so etwa von U2 (U2/118) oder U4: „Ungarn war besetzt vom Osmanischen Reich, und dann von den Habsburgern. Und dann die Sowjetunion und jetzt die EU auch. Weißt du, also es wird dieser Opfermythos geschürt“ (U4/76). Wie von Márkus (2009) festgestellt, resultierte der Einfluss des historischen Kontextes zunehmend in einer Hauptkonfliktlinie der ungarischen Politik (83). Der identitätszentrierten Politik, die besonders viel Wert auf nationale Selbstbestimmung legt, steht die Anziehungskraft des Westens und die besondere Verbindung Ungarns mit den westeuropäischen Staaten entgegen. Auch dieser Gegensatz wurde in den Interviews thematisiert. U4 erwähnte an dieser Stelle, dass die ungarische Regierung die historischen Erfahrungen instrumentalisieren, um den nationalen Zusammenhalt zu fördern, betonte gleichzeitig aber die pro-europäische Einstellung der UngarInnen und die hohe Zustimmung zur EU-Mitgliedschaft (U4/76). Einige der Befragten wiesen auf antieuropäische und undemokratische Tendenzen in Ungarn hin (D3/70, D4/60, U1/50). U3 thematisierte ein „gemeinsame[s] Feindbild, was hier seit Jahren vermittelt wird, und jetzt nicht nur die EU, sondern auch andere Menschen oder Gruppen [...], das finde ich eigentlich ekelhaft“ (U3/78). Problematisiert wurde andererseits insbesondere von den deutschen Befragten eine Verurteilung Ungarns durch Deutschland und andere westeuropäische Staaten. So regten mehrere Befragten an, nicht mit dem „moralischen Zeigefinger“ (D2/68) auf Ungarn zu zeigen, sondern sich intensiv mit den historischen und politischen Gegebenheiten vor Ort auseinanderzusetzen, um Vorurteile abzubauen (D2/70, D3/74).

Andererseits wurde die Anziehungskraft, die Europa auf Ungarn ausübt und das besondere Europabild in Ungarn thematisiert: „In Ungarn sagt man auch, dass es so die Tradition von tausend Jahren ist, dass Ungarn sich in Europa, sich integrieren will und dazugehört“ (U₁/56). Die Befragte führte dazu aus: „Es ist ein bisschen so, dass Osteuropa ein bisschen zeitlich hinter Westeuropa ist und immer aufholt“ (U₁/80). U₃ bezog sich hier auf europäische Standards, die von Ungarn erfüllt werden sollten: „es gibt ja diese europäischen Standards. Wenn Ungarn es gelingt, sich an diese Standards zu halten, dann ist das auch gut für die Bürger und Bürgerinnen des Landes“ (U₃/58). D₄ stellte diesbezüglich fest, „dass man Ungarn nicht so ernst nimmt als EU-Mitglied oder halt immer so denkt [...] die müssen ja was aufholen, oder was nachholen oder was besser machen oder so nach unserem Vorbild“ (D₄/58). U₂ äußerte auf ähnliche Weise: „weil der Westen immer als das Vorbild betrachtet wurde, und der westliche Lebensstandard hätte erreicht werden sollen, und das verbindete [sic!] man mit Freiheit“ (U₂/124). Auch bei U₁ wird das Versprechen von Freiheit mit dem ungarischen Wunsch, zu Europa und zur EU zu gehören, verbunden:

„...diese Tradition zu Europa gehören zu wollen. Also wenn ich jetzt nicht so alte historische Sachen sage, aber im Kommunismus gab es halt auch die Revolution, wo man Freiheit haben wollte und Demokratie. Und man hat das Radio Freies Europa gehört heimlich, wo das mal möglich war. Genau also das ist schon, durch die Geschichte geht, dass Ungarn zu Europa gehört“ (U₁/72).

Schließlich soll noch auf Aussagen eingegangen werden, die auf das in Kapitel vier beschriebene ungarische Paradox einer starken affektiven bei einer gleichzeitig niedrigen kognitiven Identifikation mit Europa hinweisen. Angesprochen wurde die starke affektive Bindung beispielsweise von U₄: „Und in Ungarn war die Zustimmung zu der EU als Gemeinschaft am höchsten. Das war größer als in Deutschland zum Beispiel. Also man fühlt sich europäisch, ja und fühlt sich zugehörig zu der Gemeinschaft“ (U₄/ 76). Abgesehen davon ließen sich in den Interviews kaum Hinweise auf systematische Unterschiede in der kognitiven und affektiven Identifikation der ungarischen und deutschen Studierenden feststellen. Auf mögliche Gründe hierfür soll in Kapitel 7 noch ausführlicher eingegangen werden.

U₄ nahm Bezug auf die von Bergbauer (2018) beschriebenen Sozialisations- und *salience effects* (119). Während die Autorin im Falle Deutschlands davon ausgeht, dass die langjährige EU-Mitgliedschaft und der Status eines Gründerstaats die Identifikation mit Europa befördern (Sozialisationseffekte), vermutet sie für Mitteleuropa eine besondere Bedeutung Europas aufgrund der historischen Erfahrung und der prominenten Rolle der EU während der Beitrittsverhandlungen, welche

Identifikationsprozesse stärkt (*salience effects*). So bezog sich etwa U₄ auf Deutschlands Status als Gründerstaat: „Deutschland ist die tragende Säule Europas, Gründungsmitglied“ (U₄/92). Gefragt nach dem besonderen Verhältnis Deutschlands zur EU gingen die Befragten ansonsten vor allem auf wirtschaftliche (D₃/66, D₄/56, U₁/74, U₂/128) und historische Gesichtspunkte (D₃/66, D₄/56, D₃/80) sowie auf die Dominanz Deutschlands in der EU ein (D₃/68, D₄/46, U₁/74, U₃/80, U₂/92). Es fanden sich somit kaum Anhaltspunkte dafür, dass die lange EU-Mitgliedschaft die Identifikationsprozesse der Befragten positiv beeinflusste. Auf der anderen Seite wurde – wie bereits thematisiert – das besondere Verhältnis Ungarns zur EU und der Einfluss Europas auf das Land häufig angesprochen. Während sich also im Falle Deutschlands nur wenig Hinweise auf Sozialisationseffekte finden, kann für Ungarn durchaus von *salience effects* ausgegangen werden.

7. Ergebnisse: Diskussion und Analyse

Im folgenden Kapitel sollen die vorgestellten Ergebnisse analysiert und diskutiert werden. Ein besonderer Fokus liegt dabei auf der Beantwortung der Forschungsfragen.

1. Durch welche Mechanismen fördert Erasmus+ (potenziell) die Identifikation mit Europa?

Für die Förderung einer Identifikation mit Europa sind grenzüberschreitende Kontakte während des Erasmus+-Semesters von herausragender Bedeutung. Mehrere der Befragten äußerten, sich im Vorfeld vorgenommen zu haben, nicht zu viel Zeit mit Angehörigen ihrer eigenen Nation zu verbringen und vor Ort möglichst viele Kontakte zu anderen EuropäerInnen sowie zu Angehörigen des Gastlandes zu knüpfen. Teilweise wurden Bindungen zu Angehörigen der eigenen Nationalität aktiv vermieden. Die tatsächlich gemachten Erfahrungen schienen sich dann zwischen den Befragten jedoch stark zu unterscheiden. Insbesondere die deutschen Befragten, die ihren Auslandsaufenthalt an der AUB verbrachten, äußerten, viel Zeit mit anderen Deutschen verbracht zu haben und bezeichneten ihre Kontakte ins Gastland als sekundär. Während die deutschen TeilnehmerInnen die familiäre Atmosphäre an der AUB und die damit einhergehenden Möglichkeiten zur Kontaktaufnahme mit ungarischen Studierenden durchweg positiv bewerteten, schienen sie trotzdem nur selten enge Bindungen mit UngarInnen eingegangen zu sein und es wurde teilweise Grüppchenbildung nach Nationalitäten bedauert. Anders stellte sich die Lage bei den ungarischen Studierenden dar, die ihren Auslandsaufenthalt außerhalb der AUB verbrachten. Diese hatten mehr und qualitativ hochwertigeren Kontakt zu Angehörigen des Gastlandes und gaben teilweise sogar an, ihre Freizeit beinahe ausschließlich mit diesen verbracht zu haben (U₃, U₄). Gründe für diese Unterschiede liegen wohl in der Studierendenstruktur der AUB, in der trotz der sehr internationalen Studierendenschaft UngarInnen und Deutsche die beiden größten Gruppen stellen. Auch zieht die AUB aufgrund ihres deutschsprachigen Curriculums hauptsächlich deutsche Erasmus+-Studierende an, sodass eine Grüppchenbildung unter diesen aufgrund der geteilten Erfahrungen und Interessen nur nachvollziehbar scheint. Im Unterschied dazu entscheiden sich weit weniger ungarische AUB-Studierende für einen Erasmus+-Aufenthalt im europäischen Ausland und sind vor Ort mit einer weniger homogenen Erasmus+-Community konfrontiert.

Für die Herausbildung von Identifikationsprozessen wichtiger als die Kontakte zu Studierenden und BürgerInnen des Gastlandes sind allerdings die zu anderen europäischen Studierenden (Stoeckel 2016: 434). Hier lassen sich keine ähnlich systematischen Unterschiede zwischen deutschen und

ungarischen Befragten feststellen. Während einige der Befragten eine diverse Erasmus+-Community mit Freunden und Bekannten aus zahlreichen europäischen Ländern pflegten (D₁, D₄, U₁, U₃), verfügten andere über weniger Kontakte dieser Art (D₂, D₃, U₂, U₄). Entscheidend wirkte sich hier vor allem die Teilnahme an Erasmus+-Partys oder anderen für die Erasmus+-Gemeinschaft organisierten Veranstaltungen sowie die Wohnsituation aus. Ferner hatten Befragte wie U₄, die an Orten ohne eine große Erasmus+-Community studierten, naturgemäß weniger europäische Kontakte.

Insgesamt lässt sich feststellen, dass Erasmus+ durchaus geeignet scheint, über den Mechanismus der grenzüberschreitenden europäischen Kontakte die Identifikation mit Europa zu fördern, die tatsächliche Effektivität allerdings oft von äußeren Umständen und auch von den persönlichen Präferenzen und Motivationen der Teilnehmenden abhängt.

Ein weiterer in der Literatur beschriebener wichtiger Faktor für die Herausbildung von Identifikationsprozessen ist das Bewusstwerden von Gemeinsamkeiten mit anderen EuropäerInnen (Kuhn 2012: 994), das möglicherweise durch das Vorhandensein einer Outgroup, beispielsweise Studierende von außerhalb Europas, befördert wird. In den Interviews lässt sich beobachten, dass der Kontakt der Studierenden zu Nicht-EuropäerInnen insgesamt zu vernachlässigen war. Eine Ausnahme bildet U₄, der seine Zeit beinahe ausschließlich mit TürkinInnen verbrachte. Trotz der fehlenden Outgroup fanden sich in den Interviews zahlreiche Hinweise auf das Entstehen einer kollektiven Identifikation und eines intensiven Gemeinschaftsgefühls mit Angehörigen des Gastlandes sowie anderen EuropäerInnen. Häufig wurde betont, dass nationale Unterschiede kaum eine Rolle gespielt und die Befragten sich als Teil der Gruppe der EuropäerInnen empfunden hätten.

In der Literatur häufig zitiert wird darüber hinaus die Kontakthypothese und das CIIM, demzufolge grenzüberschreitende Kontakte zum Abbau von Vorurteilen und zur kollektiven Identifikation mit der übergeordneten Gruppe der EuropäerInnen beitragen. Die Aussagen der Befragten schienen diese Annahmen zu stützen. So stellten diese beispielsweise fest, dass der Auslandsaufenthalt durch persönliche Begegnungen dazu beigetragen hätte, nationale Klischees abzubauen.

Ein weiterer Weg, auf dem die Teilnahme an Erasmus+ potenziell zu erhöhter Identifikation mit Europa führen könnte, ist die Wahrnehmung des Programms als funktionaler Vorteil, von dem die Studierenden persönlich profitieren. Die zahlreichen positiven Erfahrungen, die die Befragten während ihres Aufenthaltes machten und die sehr gute Meinung, die sie von Erasmus+ haben, weisen

darauf hin, dass die Teilnahme an dem Programm durchaus als funktionaler Vorteil wahrgenommen wird. Eine Verbindung mit eventuellen *symbolic signifiers* ließ sich in den Interviews allerdings nicht beobachten. Die Bemühungen insbesondere der EU-Kommission, ihre Präsenz in Verbindung mit dem Programm zu erhöhen, beispielsweise durch EU-Symbolik auf den Erasmus+-Unterlagen oder aktives Marketing auf Social Media spiegelten sich somit in den Interviews nicht wieder. Schließlich ließen die Interviews moderate Hinweise darauf erkennen, dass die geteilte Erfahrung unter den Erasmus+-Studierenden zu einer stärkeren Gruppenidentität führen könnten.

2. Bestätigen sich die Grundannahmen der europäischen Identitätsforschung? Welche Konzeptionen von Europa und welche Identifikationsprozesse können beobachtet werden?

Die Interviews scheinen einige der Grundannahmen der europäischen Identitätsforschung zu untermauern. Beispielsweise fanden sich Hinweise auf das Konzept der *Imagined Communities* (Anderson 1983) sowie auf das Vorhandensein multipler Identitäten, die in verschiedenen Konfigurationen und Beziehungen zueinander stehen. Insbesondere das von Risse (2005) entwickelte Marmorkuchen-Modell spiegelte sich in den Interviews wieder (296).

In den Interviews ließen sich die in der Literatur vorherrschenden Europakonzeptionen beobachten. Besonders häufig wurde Bezug auf Europa als geographisch definiertes Gebiet genommen. Darüber hinaus definierten viele der Befragten Europa anhand kultureller und historischer Gesichtspunkte. Dabei wurde die kulturelle Vielfalt der europäischen Staaten reflektiert und darauf eingegangen, dass diese trotzdem eine gewisse Einheit darstellten sowie über historische und kulturelle Gemeinsamkeiten verfügten. Schließlich fanden sich Hinweise auf politische Europakonzeptionen mit Bezug auf die EU. Hervorgehoben wurde insbesondere die Bedeutung der EU als Friedensprojekt, ihre Notwendigkeit zur Koordination kleinerer Staaten, denen es ansonsten auf der Weltbühne an Handlungsfähigkeit mangeln würde, sowie die Fähigkeit der Mitgliedstaaten, voneinander zu lernen und sich gegenseitig zu beeinflussen. Schließlich verknüpften einige der Befragten die Frage nach Europa instinktiv mit Werten, die sie selbst als europäisch wahrnahmen, wie beispielsweise Freiheit, Demokratie und Menschenrechten, aber auch mit europäischen Standards und den durch die EU gewährten Rechten.

Neben den klar definierten Europakonzeptionen fand häufig eine Vermischung der verschiedenen in der Literatur definierten Identifikationsobjekte statt. Diese Beobachtung scheint das von Roose (2016) beschriebene konzeptionelle und empirische Problem der europäischen Identitätsforschung

(52f.) zu bestätigen: einerseits sind die Europakonzeptionen der Befragten weniger präzise und eindeutig als die wissenschaftliche Literatur es nahelegt, andererseits kann Europa tatsächlich für jeden Befragten eine andere Bedeutung haben, die je nach wissenschaftlicher Methode und Erhebungsform unter Umständen nicht genau erfasst wird (Roose 2016: 52f., Bruter 2003: 1154). Die wiederholte Bezugnahme auf geographische, kulturell-historische sowie politische Vorstellungen von Europa legen nahe, dass die in der Literatur vorgenommene Unterteilung sinnvoll scheint. Die Befragten beziehen sich häufig auf alle drei verschiedenen Konzeptionen und scheinen diesen jeweils verschiedene Bedeutung beizumessen. Dies scheint das Zurückgreifen auf Rooses (2016) Konzept zu bestätigen, da dies sich nicht von vorneherein auf ein bestimmtes Identifikationsobjekt festlegt, sondern Raum für verschiedene Konzeptionen mit unterschiedlichen Gewichtungen bietet (53). Schließlich gibt Roose (2016) zu bedenken, dass in der akademischen Debatte von klaren, expliziten Konzepten ausgegangen wird, die nicht ohne weiteres darauf übertragen werden können, was die Individuen tatsächlich denken (53). Rückfragen und zögerliche Antworten der Befragten weisen darauf hin, dass die Vermutung einer „oversophistication“ (Roose 2016: 52) der akademischen Debatte zutrifft und bei vielen Befragten eher vage oder gehaltlose Identifikationsprozesse stattfinden.

Eine weitere in zahlreichen Werken zur Identitätsforschung zitierte Kernannahme ist die Multidimensionalität von Identifikation. In den Interviews finden sich zahlreiche Hinweise auf verschiedene Dimensionen der Beziehung zwischen Identifikationssubjekt und -objekt, die diese Annahme zu bestätigen scheinen. Einige der Befragten bezogen sich auf die staatsbürgerliche sowie auf die kulturelle Komponente der kognitiven Dimension von Identifikation. Bezüglich der evaluativen, sowie der affektiv-emotionalen Dimension zeigten sich Schwierigkeiten, diese in der Literatur klar differenzierten Konzepte in den Interviews eindeutig zu trennen. Häufig war nicht genau erkennbar, ob die Befragten ihrer Identifikation mit Europa lediglich eine Bedeutung, oder auch eine emotionale Wertung beimaßen. Insgesamt schienen allerdings die affektiven Beziehungen zu Europa zu dominieren. Viele der Befragten äußerten Stolz, Affekt oder Unterstützung für ihre Europakonzeptionen. Am weitaus häufigsten schien die Identifikation mit Europa jedoch eine funktionale Dimension anzunehmen. Zahlreiche Aussagen wiesen darauf hin, dass die Befragten ihre Identifikationsprozesse insbesondere anhand der Vorteile definierten, die sie mit ihrer jeweiligen Europakonzeption verbanden. Ein möglicher Grund klang bei D₂, D₃ und D₄ an, die anregten, man solle bezüglich der Identifikation mit Europa nicht pathetisch oder idealistisch sein. Dies impliziert,

dass in diesen Fällen möglicherweise eher funktionale Vorteile als emotionale Zugehörigkeit für die Identifikationsprozesse eine Rolle spielen.

Ähnlich wie bei den Europakonzeptionen fanden sich auch bei den Dimensionen der Identifikation Ambiguitäten und Hinweise darauf, dass Identifikationsprozesse mitunter vage oder wenig bedeutsam bleiben. Neben Rückfragen und zögerlichen Antworten kam es auch hier teilweise zu einer Vermischung von Dimensionen oder unklaren Aussagen. Insgesamt scheint die Konzeption Tajfels (1978), welche von vielen prominenten AutorInnen aufgenommen wurde und der zufolge bei jedem Identifikationsprozess eine kognitive, evaluative und affektive Dimension beobachtet werden kann, sich nicht zu bestätigen (255).

3. Können Unterschiede zwischen deutschen und ungarischen Studierenden beobachtet werden?

Die Interviews scheinen zu einem gewissen Grad die von Cores-Bilbao et al. (2020) getroffene Annahme der auf geographischen und historischen Gemeinsamkeiten basierenden kollektiven Identifikationsmuster zu stützen (7). Die Befragten nehmen Bezug auf Unterschiede zwischen West- sowie Mitteleuropa und thematisieren insbesondere historische Gemeinsamkeiten. Darüber hinaus scheinen die Interviews, wenn auch nur begrenzt, die von Göncz und Lengyel (2016) entwickelte Unterscheidung zwischen ethnisch und staatsbürgerlich begründeten Identifikationsprozessen in Mittelest- beziehungsweise Westeuropa zu untermauern (33). So scheinen insbesondere die ungarischen Teilnehmenden sich eher auf ethnische Aspekte zu beziehen. Der von den AutorInnen vermutete Grund für ein verstärkt ethnisch begründetes Verständnis von Identifikationsprozessen liegt in der jahrhundertelangen Geschichte der Fremdbeherrschung der Region. Auch die Befragten erwähnten diesen historischen Kontext und wiesen auf die Identitätszentrierung der ungarischen Politik hin. Im Kontrast dazu steht die Anziehungskraft und Vorbildfunktion, die Westeuropa insbesondere während des Sozialismus sowie im Zuge des EU-Beitrittsprozesses in der Region ausstrahlte und einnahm. Auch dieser Gegensatz wurde von den Befragten thematisiert. Schließlich wurden Hinweise auf das ungarische Paradox einer in Umfragen sehr großen affektiven Identifikation bei gleichzeitig sehr niedriger kognitiver Identifikation mit Europa gesucht. Die Interviews boten dafür allerdings wenig bis keine Anhaltspunkte. Augenfällig war allenfalls, dass die ungarischen Befragten wiederholt angaben, Ungarn gehöre „einfach zu Europa“, was auf eine eher kognitive Identifikation hinweist. Diese Erkenntnis scheint der bereits

beschriebenen Annahme zu widersprechen, wonach bei ungarischen BürgerInnen vor allem die affektive Dimension stark ausgeprägt sei, während die kognitive unbedeutend bliebe. Denkbare Gründe hierfür sind einerseits das schon erwähnte empirische Problem, im Zuge dessen Statistiken mit unterschiedlicher Fragestellung unter Umständen als völlig verschiedene Dimensionen interpretiert werden, andererseits aber die Natur der Grundgesamtheit, die in diesem Fall das Problem der Endogenität mit sich bringt. Es handelt sich bei den Befragten um gut ausgebildete, mehrsprachige Universitätsstudierende, welche im internationalen Umfeld der AUB studierten. Wie von Kuhn (2012) ausgeführt, gehören Bildung, Alter sowie interkulturelle Erfahrung zu den wichtigsten Determinanten europäischer Identität (998). Es ist somit anzunehmen, dass die Befragten ohnehin über starke Identifikationsprozesse verfügen und sich daher weniger wahrscheinlich ausschließlich mit ihrem Herkunftsland identifizieren (Maiworm/Over 2013: 34; Risse 2005: 295). In einem breiteren Sample, welches auch ältere Personen und Angehöriger anderer Bildungsschichten einschliesse, ließe sich das ungarische Paradox bezüglich kognitiver und affektiv-emotionaler Dimension mitunter besser beobachten.

Bezüglich der von Bergbauer (2018) beschriebenen Sozialisations- und *salience effects* (119), ließ sich feststellen, dass letztere in Mitteleuropa durchaus vorhanden zu sein scheinen, während sich kaum Hinweise auf Sozialisationseffekte in Deutschland fanden. Ein möglicher Grund dafür könnte darin liegen, dass die Zugehörigkeit zu Europa in Deutschland nach über 60 Jahren EU-Mitgliedschaft bereits als so selbstverständlich wahrgenommen wird, dass eventuelle Sozialisationseffekte nicht mehr ausführlich erörtert werden. Dies steht im Einklang mit den Ergebnissen von Maiworm und Over (2013), welche feststellen, dass für deutsche Erasmus-Alumni „Europa‘ offensichtlich ein fragloses Faktum [ist]. Dieses Faktum mag positiv oder auch, seltener, negativ bewertet werden – die Akzeptanz einer wie auch immer gearteten europäischen Entität scheint bei den Befragten außer Zweifel zu stehen“ (34).

8. Fazit, Limitationen und Ausblick

Die Relevanz der vorliegenden Arbeit ergibt sich aus dem Mangel an qualitativer Forschung zu Erasmus+ und der Identifikation mit Europa. Sowohl für die zukünftige Ausgestaltung des Programms als auch aus budgetären Gründen empfiehlt sich eine wissenschaftliche Untersuchung der potenziellen Mechanismen, durch die Erasmus+ Identifikationsprozesse potenziell befördert. Insbesondere in Zeiten von Brexit, wachsendem Nationalismus und der Corona-Pandemie gewinnt die Frage nach Solidarität und Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen den BürgerInnen der EU an Bedeutung. In der wissenschaftlichen Literatur wird immer wieder die Wichtigkeit grenzüberschreitender Kontakte für die Herausbildung jener kollektiven Identität hervorgehoben. Erasmus+ gilt dabei als wichtigstes Programm der EU-Kommission zur Herstellung ebendieser Kontakte und verfolgt dabei explizit die Förderung einer europäischen Identität.

In der vorliegenden Arbeit wurden die prominentesten Ansätze der europäischen Identitätsforschung skizziert. Ein besonderer Fokus lag dabei auf konstruktivistischen Grundannahmen wie etwa der Multidimensionalität und Koexistenz von Identitäten. Im Anschluss wurde Kritik an den konstruktivistischen Aussagen, insbesondere mit Blick auf die mit dem Identitätsbegriff verbundenen Ambiguitäten diskutiert. Eingegangen wurde dabei auch auf den „clichéd constructivism“ (Brubaker/Cooper 2000: 11) sowie den „hiatus“ (Roose 2016: 52) zwischen akademischen Identitätskonzepten und den tatsächlichen Vorstellungen der Individuen. Rooses (2016) prozessorientiertes Modell der Identifikation scheint hier einen Ausweg zu bieten und die Integration verschiedener Identitätsvorstellungen zu ermöglichen, während es gleichzeitig konzeptuelle Klarheit wahrt und eine präzise analytische Trennung von Identifikationssubjekt und -objekt sowie der Beziehung zwischen beiden erlaubt. Obwohl das Modell sich hauptsächlich auf den Prozess der Identifikation bezieht, ermöglicht es die Wahrnehmung kollektiver Identität als Summe individueller Identifikationsprozesse und vermeidet so eine vollständige Aufgabe des in den Sozialwissenschaften so bedeutsamen Identitätsbegriffs. Anschließend wurden die Mechanismen, durch die Erasmus+ potenziell die Identifikation mit Europa verbessert, zusammengefasst. Darüber hinaus widmete sich ein Kapitel dem Einfluss des nationalen Hintergrunds auf geographisch definierte Identifikationsmuster. Dabei lag ein besonderer Fokus auf Ungarn sowie dessen spezifischen historischen Kontext, dem Wunsch nach nationaler Selbstbestimmung sowie den Besonderheiten der sozialistischen Vergangenheit und dem daraus resultierenden widersprüchlichen Verhältnis zu Europa. Nach einer kurzen Darlegung der wissenschaftlichen Methodik erfolgte schließlich die

Analyse von acht Interviews, welche mit deutschen und ungarischen Studierenden bezüglich ihrer Erasmus+-Erfahrungen und ihrer Identifikation mit Europa geführt wurden.

Die vorliegende Arbeit trägt auf drei verschiedene Arten zur bestehenden wissenschaftlichen Literatur bei. Erstens versucht sie eine Antwort zu geben auf die Frage nach den möglichen Mechanismen, durch welche Erasmus+ potenziell die Identifikation mit Europa fördert. Der wichtigste Faktor dabei ist die Quantität und Qualität der Kontakte zu anderen EuropäerInnen, die die Teilnehmenden während ihres Erasmus-Aufenthalts knüpfen. Dies variiert zwischen den einzelnen Befragten beträchtlich. Während einige, insbesondere deutsche Befragte die ihren Aufenthalt an der AUB verbrachten, ihre Zeit hauptsächlich mit Angehörigen der eigenen Nationalität verbrachten, hatten andere Studierende fast ausschließlich Kontakt zu BewohnerInnen des Gastlandes. Die Menge der europäischen Kontakte scheint primär von der Wohnsituation sowie von der Teilnahme an Erasmus+-Partys und anderen organisierten Freizeitbeschäftigungen abzuhängen. Insgesamt scheint Erasmus+ durchaus geeignet zu sein, grenzüberschreitende europäische Kontakte zu fördern, dies ist allerdings oft von äußeren Umständen sowie persönlichen Präferenzen und Motivationen der Studierenden abhängig. Die beschriebenen Kontakte scheinen durchaus zur Wahrnehmung von Gemeinsamkeiten sowie zur Herausbildung einer gemeinsamen Identifikation sowie zur Reduzierung von Vorurteilen und Klischees beigetragen zu haben. Darüber hinaus nahm eine Vielzahl der Befragten die Teilnahme an Erasmus+ als funktionalen Vorteil war, was wiederum potenziell zu einer stärkeren Identifikation insbesondere mit dem Identifikationsobjekt EU führt.

Zweitens analysierte die vorliegende Studie die Europakonzeptionen sowie die Ausgestaltung der Identifikationsprozesse der Befragten. Dabei fanden sich in den Interviews Hinweise auf einige Grundannahmen der Identitätsforschung wie etwa Multidimensionalität oder Koexistenz multipler Identitäten. Ferner ließen sich die in der Literatur dominanten Europakonzeptionen erkennen: Besonders häufig bezogen sich die Befragten auf Europa als geographisch definiertes Gebiet, aber auch kulturelle und politische Identifikationsobjekte wurden thematisiert. Die Multidimensionalität von Identifikation klang in den Interviews häufig an: so fanden sich vor allem Hinweise auf eine funktionale Identifikation mit Europa, doch auch kognitive und affektiv-emotionale Aspekte wurden thematisiert. Dabei stellte es sich in der Praxis als besonders schwierig heraus, die evaluative von der affektiv-emotionalen Dimension zu trennen. Dieser Umstand weist auf die von Roose (2016) problematisierten konzeptionellen und empirischen Probleme der Identitätsforschung hin. Insgesamt existiert in der einschlägigen wissenschaftlichen Literatur eine Fülle von ausgefeilten und

multidimensionalen Identitätskonzepten, die sich in der Realität der Interviews jedoch kaum in der entsprechenden Präzision wiederfinden. Häufig wurden in der Literatur strikt getrennte Konzepte von den Teilnehmenden vermischt oder es wurden uneindeutige Antworten gegeben, die auf vage, inkonsistente oder inhaltslose Identifikationsprozesse hindeuteten. Insgesamt scheinen die Interviews somit Rooses (2016) Forderung nach einer „fundamental relaxation of the exaggerated expectations“ (53) zu untermauern und die Sinnhaftigkeit seines vereinfachten Konzepts zu bestätigen.

Drittens wurden die Interviews im Hinblick auf eventuelle Unterschiede zwischen deutschen und ungarischen Studierenden ausgewertet. Dabei scheinen sich einige theoretische Annahmen zu bestätigen. Einige Aussagen unterstützen die von Göncz und Lengyel (2016) entwickelte Unterscheidung zwischen ethnisch und staatsbürgerlich begründeten Identifikationsprozessen. Auch der von den AutorInnen für diese Unterscheidung angeführte Grund – der spezifische historische Kontext Ungarns und die jahrhundertelange Erfahrung der Fremdbestimmung – wurde in den Interviews häufig thematisiert. Schließlich reflektierten die Befragten auch den Gegensatz zwischen der Anziehungskraft Westeuropas und der identitätszentrierten ungarischen Politik. Lediglich auf das Bestehen eines Paradoxons zwischen starker affektiver und geringer kognitiver ungarischer Identifikation mit Europa fanden sich keine Hinweise. Dies hängt möglicherweise mit den Erhebungsmethoden der entsprechenden Statistiken zusammen, andererseits handelt es sich bei den Befragten um gut ausgebildete, junge Menschen mit interkultureller Erfahrung, von denen angenommen werden kann, dass sie ohnehin über eine starke Identifikation mit Europa verfügen und sich daher vermutlich nicht ausschließlich mit ihrem Herkunftsstaat identifizieren.

Aufgrund zeitlicher, personeller und budgetärer Beschränkungen bestehen einige Limitationen im Zusammenhang mit der vorliegenden Studie. Einerseits ist die Zahl der Befragten mit acht gering. Neben den persönlichen Ressourcen der Autorin lag die Beschränkung insbesondere darin begründet, dass zwischen ungarischen und deutschen Studierenden Parität angestrebt wurde. Trotz zahlreicher Anstrengungen gelang es jedoch nicht, mehr als vier ungarische Studierende für eine Teilnahme zu gewinnen. Die vergleichsweise geringe Anzahl an TeilnehmerInnen erschwert die Generalisierbarkeit der Ergebnisse. Die Wahl der AUB als Fallstudie beschränkte zudem die Diversität der Aufenthaltsländer der Studierenden. Auf der anderen Seite erlaubte diese Beschränkung, spezifische Erkenntnisse über die Erasmus+-Erfahrung an der AUB zu gewinnen und soll daher hier nicht als

Limitation gewertet werden. Eine weitere Schwierigkeit liegt darin, dass Veränderungen in der Identifikation mit Europa *durch* Erasmus+ nur im Rahmen einer Panelbefragung festgestellt werden könnten. Aufgrund zeitlicher Beschränkungen war es im Fall der vorliegenden Studie nicht möglich, eine solche Befragung durchzuführen. Empfehlenswert wäre es, im Rahmen eines größer angelegten Projektes die Zahl der Befragten zu erhöhen, indem etwa auch andere Universitäten berücksichtigt werden, sowie die Interviews jeweils vor und nach dem Auslandsaufenthalt durchzuführen. Um eine Aussage über eine tatsächliche Einstellungsänderung treffen zu können, würde zudem eine Kontrollgruppe von Studierenden, die keinen Auslandsaufenthalt verbrachten, benötigt.

Die oftmals vielschichtigen oder uneindeutigen Identifikationsprozesse, die in den Interviews zu beobachten waren, weisen auf die bereits mehrmals zitierten empirischen Probleme der Identitätsforschung hin. Während quantitative Forschung von Skaleneffekten profitiert und beispielsweise Panelbefragungen erleichtert, laufen Fragebögen und Umfragen oft Gefahr, verschiedene Europakonzeptionen und Identifikationsdimensionen zu vermengen und dabei die unterschiedlichen Bedeutungen, die zwei Befragte demselben Konzept unter Umständen zuweisen, nicht zu erfassen. Zudem kann es vorkommen, dass Befragte, die keine feste Meinung zu einem bestimmten Thema haben oder sich in ihrer Identifikation unsicher sind, willkürlich eine bestimmte Antwortoption ankreuzen. Interviews bieten dahingegen die Möglichkeit, Nachfragen zu stellen und aus den Ausführungen des Interviewten auch unbewusste Aussagen herauszufiltern. Es empfiehlt sich daher, bei einem derart vielschichtigen und kontroversen Thema wie europäischer Identität nicht ausschließlich auf quantitative Methoden zu vertrauen, sondern diese durch qualitative Forschungsansätze zu ergänzen. Im Rahmen eines Mixed-Methods Ansatzes können Einstellungsveränderungen erfasst und gleichzeitig Bedeutungen sowie persönliche Meinungen detailliert erfragt werden.

9. Literaturverzeichnis

- Allport, Gordon W. (1958): *The nature of prejudice*. New York: Anchor Books.
- Ambrosi, Gioia (2013): *The Influence of the ERASMUS Programme on Strengthening a European Identity: Case Studies of Spanish and British Exchange Students*. In: Benjamin Feyen und Ewa Krzaklewska (Hg.): *The ERASMUS phenomenon: symbol of a new European generation?* Frankfurt am Main, New York: Peter Lang (Education beyond borders), S. 143–162.
- Anderson, Benedict (1983): *Imagined communities: reflections on the origin and spread of nationalism*. 2. Aufl. London, New York: Verso.
- Andrassy Universität Budapest (2020a): *Leitbild*. Online verfügbar unter <https://www.andrassyuni.eu/universitat/profil/leitbild.html>, zuletzt aktualisiert am 14.07.2020, zuletzt geprüft am 14.07.2020.
- Andrassy Universität Budapest (2020b): *Zahlen und Fakten*. Online verfügbar unter <https://www.andrassyuni.eu/universitat/profil/zahlen-und-fakten.html>, zuletzt aktualisiert am 29.07.2020, zuletzt geprüft am 29.07.2020.
- Batt, Judy (2001): *European Identity and National Identity in Central and Eastern Europe*. In: Helen Wallace (Hg.): *Interlocking Dimensions of European Integration*. London: Palgrave Macmillan UK, S. 247–262.
- Bergbauer, Stephanie (2018): *Explaining European Identity Formation*. Cham: Springer International Publishing.
- Bos, Ellen (2009): *Europäische Identität durch gemeinsame Werte?* In: Peter-Christian Müller-Graff (Hg.): *Der Zusammenhalt Europas - In Vielfalt geeint*. 1. Aufl. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, S. 73–92.
- Brubaker, Rogers; Cooper, Frederick (2000): *Beyond "identity"*. In: *Theory and Society* 29 (1), S. 1–47. DOI: 10.1023/A:1007068714468.
- Bruter, Michael (2003): *Winning Hearts and Minds for Europe: The Impact of News and Symbols on Civic and Cultural European Identity*. In: *Comparative Political Studies* 36 (10), S. 1148–1179. DOI: 10.1177/0010414003257609.
- Bruter, Michael (2004): *Civic and cultural components of a European identity: Pilot model of measurement of citizen's levels of European identity*. In: Richard K. Herrmann, Thomas Risse-Kappen und Marilynn B. Brewer (Hg.): *Transnational identities: becoming European in the EU*. Lanham, MD: Rowman & Littlefield (Governance in Europe), S. 186–213.
- Checkel, Jeffrey T.; Katzenstein, Peter J. (2009): *The politicization of European identities*. In: Jeffrey T. Checkel und Peter J. Katzenstein (Hg.): *European identity*. Cambridge, UK, New York: Cambridge University Press (Contemporary European politics), S. 1–28.
- Ciaglia, Sarah; Fuest, Clemens; Heinemann, Friedrich (2018a): *Deutsche, Franzosen, Italiener – und Europäer? Zur Entwicklung europäischer Identität*. European Network for Economic and Fiscal Policy Research (EconPol Policy Report, 2).
- Ciaglia, Sarah; Fuest, Clemens; Heinemann, Friedrich (2018b): *Europäische Identität: Begriff, Determinanten und Politikansätze*. In: *Wirtschaftsdienst* 98 (12), S. 869–876. DOI: 10.1007/s10273-018-2379-3.

- Cirlanaru, Katharina (2016): Quantitative analysis of space-based collective identities in Europe. In: Viktoria Kaina, Ireneusz Paweł Karolewski und Sebastian Kühn (Hg.): *European identity revisited: new approaches and recent empirical evidence*. New York: Routledge, S. 84–114, zuletzt geprüft am 20.08.2018.
- Citrin, Jack; Sides, John (2004): More than Nationals: How Identity Choice Matters in the New Europe. In: Richard K. Herrmann, Thomas Risse-Kappen und Marilyn B. Brewer (Hg.): *Transnational identities: becoming European in the EU*. Lanham, MD: Rowman & Littlefield (Governance in Europe), S. 161–185.
- Cores-Bilbao, Esther; Méndez-García, María del Carmen; Fonseca-Mora, M. Carmen (2020): University students' representations of Europe and self-identification as Europeans: a synthesis of qualitative evidence for future policy formulation. In: *European Journal of Futures Research* 8 (1). DOI: 10.1186/s40309-019-0159-y.
- Cram, Laura (2012): Does the EU Need a Navel? Implicit and Explicit Identification with the European Union. In: *JCMS: Journal of Common Market Studies* 50 (1), S. 71–86. DOI: 10.1111/j.1468-5965.2011.02207.x.
- DAAD - Nationale Agentur für EU-Hochschulzusammenarbeit (2020): Zwischenergebnisse. Online verfügbar unter <https://eu.daad.de/programme-und-hochschulpolitik/erasmus-ab-2021/zwischenenergebnisse/de/>, zuletzt aktualisiert am 24.07.2020, zuletzt geprüft am 24.07.2020.
- Datler, Georg; Spannring, Reingard; Wallace, Claire (2008): What Leads Young People to Identify with Europe? An Exploration of the Impact of Exposure to Europe and Political Engagement on European Identity among Young Europeans. In: *Perspectives on European Politics and Society* 9 (4). DOI: 10.1080/15705850802416929.
- Deutsch, Karl W. (1953): *Nationalism and Social Communication: An Inquiry into the Foundations of Nationality*. 2. Aufl. Cambridge: M.I.T. Press.
- Deutsch, Karl W./Burrell, Sidney A./Kann, Robert A./Lee, Maurice/Lichterman, Martin/Lindgren, Raymond E. et al. (1957): *Political community and the North Atlantic area: International organization in the light of historical experience*. Princeton: Princeton University Press.
- Díez Medrano, Juan (2010): Unpacking European identity. In: *Politique européenne* 30 (1), S. 45. DOI: 10.3917/poeu.030.0045.
- Europäische Kommission (2018): Zwischenevaluierung des Programms Erasmus+ (2014-2020). Online verfügbar unter <https://eur-lex.europa.eu/legal-content/DE/TXT/PDF/?uri=CELEX:52018DC0050&from=FR>, zuletzt geprüft am 24.07.2020.
- Europäische Kommission (2019): Erasmus+: Visuelle Identität. Exekutivagentur Bildung, Audiovisuelles und Kultur. Online verfügbar unter https://eacea.ec.europa.eu/about-eacea/visual-identity-and-logos-eacea/erasmus-visuelle-identitaet_de, zuletzt aktualisiert am 11.01.2019, zuletzt geprüft am 28.07.2020.
- European Commission (2017): *Erasmus+ Annual report 2016*. Online verfügbar unter https://ec.europa.eu/programmes/erasmus-plus/resources/documents/erasmus-annual-report-2016_en, zuletzt geprüft am 20.09.2020.
- Feyerabend, Paul (1975): *Against Method*. 3. Aufl. London: Verso.

- Fligstein, Neil (2008): *Euroclash: the EU, European identity, and the future of Europe*. Oxford: Oxford University Press.
- Follesdal, Andreas (2006): Survey Article: The Legitimacy Deficits of the European Union. In: *The Journal of Political Philosophy* 14 (4), S. 441–468.
- Gaertner, Samuel L.; Dovidio, John F.; Bachman, Betty A. (1996): Revisiting the contact hypothesis: The induction of a common ingroup identity. In: *International Journal of Intercultural Relations* 20 (3-4), S. 271–290. DOI: 10.1016/0147-1767(96)00019-3.
- Gerhards, Jürgen (2003): Identifikation mit Europa. Einige begriffliche Vorklärungen. In: Jutta Allmendinger (Hg.): *Entstaatlichung und soziale Sicherheit: Verhandlungen des 31. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Leipzig 2002*. Opladen: Leske + Budrich.
- Göncz, Borbála; Lengyel, György (2016): National Elites' Conceptions of National and of European Identity. In: Bettina Westle und Paolo Segatti (Hg.): *European identity in the context of national identity. Questions of identity in sixteen European countries on the wake of the financial crisis*. Oxford: Oxford University Press, S. 31–62.
- Guglielmi, Simona; Vezzoni, Cristiano (2016): Meanings of National and European Identities. In: Bettina Westle und Paolo Segatti (Hg.): *European identity in the context of national identity. Questions of identity in sixteen European countries on the wake of the financial crisis*. Oxford: Oxford University Press, S. 140–164.
- Hadjar, Andreas (2008): *Meritokratie als Legitimationsprinzip. Die Entwicklung der Akzeptanz sozialer Ungleichheit im Zuge der Bildungsexpansion*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden.
- Hansen, Hendrik (2017): Ungarn in Europa – Der Nationalkonservatismus von FIDESZ zwischen Renationalisierung und Integrationsförderung. In: Hendrik Hansen, Péter Mádl und Márton Mészes (Hg.): *Brücken für Europa. Wie Wissenschaft und Kulturdiplomatie die Integration Ungarns in Europa fördern. Festschrift für András Masát*. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft (Andrassy Studien Zur Europaforschung, 19), S. 181–194.
- Helfferrich, Cornelia (2011): *Die Qualität qualitativer Daten: Manual für die Durchführung qualitativer Interviews*. 4. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Herrmann, Richard K.; Brewer, Marilyn B. (2004): Identities and Institutions: Becoming European in the EU. In: Richard K. Herrmann, Thomas Risse-Kappen und Marilyn B. Brewer (Hg.): *Transnational identities: becoming European in the EU*. Lanham, MD: Rowman & Littlefield (Governance in Europe), S. 1–24.
- Hopf, Wulf (2016): Christel Hopfs Schriften zu Methodologie und Methoden im Kontext ihres wissenschaftlichen Werdegangs. In: Wulf Hopf und Udo Kuckartz (Hg.): *Schriften zu Methodologie und Methoden qualitativer Sozialforschung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 1–13.
- Inglehart, Ronald (1970): Cognitive Mobilization and European Identity. In: *Comparative Politics* 3 (1), S. 45. DOI: 10.2307/421501.
- Kaina, Viktoria (2009): *Wir in Europa. Kollektive Identität und Demokratie in der Europäischen Union*. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden.

- Kaina, Viktoria; Karolewski, Ireneusz Pawel (2013): EU governance and European identity. In: *Living Reviews in European Governance* 8. DOI: 10.12942/lreg-2013-1.
- Kantner, Cathleen (2006): Collective Identity as Shared Ethical Self-Understanding. In: *European Journal of Social Theory* 9 (4), S. 501–523. DOI: 10.1177/1368431006073016.
- King, Russell; Ruiz-Gelices, Enric (2003): International student migration and the European Year Abroad: effects on European identity and subsequent migration behaviour. In: *International Journal of Population Geography* 9 (3), S. 229–252. DOI: 10.1002/ijpg.280.
- Kopper, Ákos (2006): Anchoring at the Western shore: the European identity of Hungarians at the wake of the EU accession. In: Ireneusz Paweł Karolewski und Viktoria Kaina (Hg.): *European identity. Theoretical perspectives and empirical insights*. Berlin: Lit-Verlag (Region - Nation - Europa, 36), S. 243–264.
- Krastev, Ivan (2019): Die Verwandlung Osteuropas. Die Übernahme eines fremden Modells muss zwangsläufig in nationalen Ressentiments enden. *Internationale Politik und Gesellschaft*. Online verfügbar unter <https://www.ipg-journal.de/rubriken/europaeische-integration/artikel/die-verwandlung-osteuropas-3217>, zuletzt geprüft am 22.09.2020.
- Krupnik, Seweryn; Krzaklewska, Ewa (2013): Researching the impact of ERASMUS on European identification – the proposal of a conceptual framework. In: Benjamin Feyen und Ewa Krzaklewska (Hg.): *The ERASMUS phenomenon: symbol of a new European generation?* Frankfurt am Main, New York: Peter Lang (Education beyond borders), S. 207–228.
- Kuckartz, Udo (2010): *Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kuhn, Theresa (2012): Why Educational Exchange Programmes Miss Their Mark: Cross-Border Mobility, Education and European Identity. In: *JCMS: Journal of Common Market Studies* 50 (6), S. 994–1010. DOI: 10.1111/j.1468-5965.2012.02286.x.
- Maiworm, Friedhelm; Over, Albert (2013): *Studentische Mobilität und europäische Identität*. DAAD - Deutscher Akademischer Austauschdienst. Kassel. Online verfügbar unter https://eu.daad.de/medien/eu.daad.de.2016/dokumente/service/medien-und-publikationen/studien-und-auswertungen/web_broschure_studentische_mobilitaet.pdf, zuletzt geprüft am 11.09.2020.
- Márkus, György G. (2009): Identität und Konfliktlinien in Europa — eine ungarische Sicht. In: Thomas Meyer und Johanna Eisenberg (Hg.): *Europäische Identität als Projekt*. Innen- und Außensichten. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden, S. 79–97.
- Mayer, Franz C.; Palmowski, Jan (2004): European Identities and the EU - The Ties that Bind the Peoples of Europe. In: *JCMS: Journal of Common Market Studies* 42 (3), S. 573–598. DOI: 10.1111/j.0021-9886.2004.00519.x.
- Mitchell, Kristine (2012): Student mobility and European Identity: Erasmus Study as a civic experience? 8 (4), S. 30.
- Mitchell, Kristine (2015): Rethinking the 'Erasmus Effect' on European Identity. In: *JCMS: Journal of Common Market Studies* 53 (2), S. 330–348. DOI: 10.1111/jcms.12152.

- Moreno, Luis (2006): Scotland, Catalonia, Europeanization and the 'Moreno Question'. In: *Scottish Affairs* 54 (1), S. 1–21. DOI: 10.3366/scot.2006.0002.
- Moxon-Browne, Edward (1997): Eastern and western Europe: Towards a new European identity? In: *Contemporary Politics* 3 (1), S. 27–34. DOI: 10.1080/13569779708449911.
- Noll, Heinz-Herbert; Scheuer, Angelika (2006): Kein Herz für Europa? Komparative Indikatoren und Analysen zur europäischen Identität der Bürger. GESIS-Leibniz-Institut Für Sozialwissenschaften (Informationsdienst Soziale Indikatoren, 35).
- Oborune, Karina (2015): Becoming more EUropean or European after ERASMUS? In: *Politeja* 12 (37), S. 75–94. DOI: 10.12797/Politeja.12.2015.37.06.
- Papatsiba, Vassiliki (2006): Making higher education more European through student mobility? Revisiting EU initiatives in the context of the Bologna Process. In: *Comparative Education* 42 (1), S. 93–111. DOI: 10.1080/03050060500515785.
- Political Capital Policy Research and Consulting Institute (2013): National and/or European Identity? Issues of Self-definition and Their Effect on the Future of Integration. Budapest. Online verfügbar unter <https://www.google.com/url?sa=t&rct=j&q=&esrc=s&source=web&cd=&cad=rja&uact=8&ved=2ahUKEwi5uuuSyL3qAhX-AxAlHbFODoAQFjAAegQIAxAB&url=https%3A%2F%2Flibrary.fes.de%2Fpdf-files%2Fbueros%2Fbudapest%2F10840.pdf&usq=AOvVaw3iuDvVSf5JRzN4J4Xivk5e>, zuletzt geprüft am 08.07.2020.
- Pollack, Detlef (2004): Nationalismus und Europaskepsis in den postkommunistischen Staaten Mittel- und Osteuropas. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 38, S. 30–37.
- Quenzel, Gudrun (2005): Konstruktionen von Europa: die europäische Identität und die Kulturpolitik der Europäischen Union. Bielefeld: Transcript (Global studies).
- Risse, Thomas (2005): Neofunctionalism, European identity, and the puzzles of European integration. In: *Journal of European Public Policy* 12 (2), S. 291–309. DOI: 10.1080/13501760500044033.
- Risse, Thomas (2010): A community of Europeans? Transnational identities and public spheres. Ithaca [N.Y.]: Cornell University Press.
- Roose, Jochen (2016): European identity after Ockham's razor: European identification. In: Viktoria Kaina, Ireneusz Paweł Karolewski und Sebastian Kühn (Hg.): *European identity revisited: new approaches and recent empirical evidence*. New York: Routledge, S. 44–58.
- Ruchniewicz, Krzysztof (2015): Europäische Identität – eine ständige Herausforderung. In: Günter Stock, Christoph Johannes Marksches und Susanne Hauer (Hg.): *Zukunftsort: EUROPA*. Berlin/Boston: De Gruyter Akademie Forschung, S. 103–110.
- Ruiz Jiménez, Antonia M.; Górniak, Jaroslaw Józef; Kotic, Ankica; Kiss, Paszkal; Kandulla, Maren (2004): European and National Identities in EU's Old and New Member States: Ethnic, Civic, Instrumental and Symbolic Components. In: *European Integration online Papers (EIoP)* 8 (11). Online verfügbar unter <http://eiop.or.at/eiop/texte/2004-011a.htm>, zuletzt geprüft am 10.07.2020.

- Rumelili, Bahar; Cebeci, Münevver (2016): Theorizing European identity: contributions to constructivist international relations debates on collective identity. In: Viktoria Kaina, Ireneusz Paweł Karolewski und Sebastian Kühn (Hg.): *European identity revisited: new approaches and recent empirical evidence*. New York: Routledge, S. 31–43, zuletzt geprüft am 20.08.2018.
- Schilde, Kaija E. (2014): Who are the Europeans? European Identity Outside of European Integration. In: *JCMS: Journal of Common Market Studies* 52 (3), S. 650–667. DOI: 10.1111/jcms.12090.
- Segatti, Paolo; Guglielmi, Simona (2016): Unpacking the Components of National Identity and Their Effects on Identification with Europe. In: Bettina Westle und Paolo Segatti (Hg.): *European identity in the context of national identity. Questions of identity in sixteen European countries on the wake of the financial crisis*. Oxford: Oxford University Press, S. 165–191.
- Senghaas, Dieter (2007): Karl W. Deutsch, Nationalism and Social Communication. An Inquiry into the Foundations of Nationality, Cambridge/London 1953. In: Steffen Kailitz (Hg.): *Schlüsselwerke der Politikwissenschaft*. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden, S. 89–91.
- Sigalas, Emmanuel (2010): Cross-border mobility and European identity: The effectiveness of intergroup contact during the ERASMUS year abroad. In: *European Union Politics* 11 (2), S. 241–265. DOI: 10.1177/1465116510363656.
- Stoeckel, Florian (2016): Contact and Community: The Role of Social Interactions for a Political Identity. In: *Political Psychology* 37 (3), S. 431–442. DOI: 10.1111/pops.12295.
- Tajfel, Henri (1978): *Differentiation between Social Groups*. London: Academic Press.
- Tajfel, Henri (1981): *Human groups and social categories: studies in social psychology*. Cambridge, New York: Cambridge University Press.
- Tajfel, Henri; Turner, John C. (2004): The Social Identity Theory of Intergroup Behavior. In: John T. Jost und Jim Sidanius (Hg.): *Political psychology. Key readings*. London: Routledge (Key readings in social psychology), S. 276–293.
- Tsvetkova, Sofyia Y. (2010): European Identity Formation in Central and Eastern European Countries after Accession by the European Union. In: *ASPJ Africa & Francophonie*, S. 54–78.
- van Mol, Christof (2012): Intra-European Student Mobility and European Identity: A Successful Marriage? In: *Population, Space and Place* 19 (2), S. 209–222. DOI: 10.1002/psp.1752.
- van Mol, Christof (2013): ERASMUS Student Mobility and the Discovery of New European Horizons. In: Benjamin Feyen und Ewa Krzaklewska (Hg.): *The ERASMUS phenomenon: symbol of a new European generation? Frankfurt am Main, New York: Peter Lang (Education beyond borders)*, S. 163–174.
- van Mol, Christof (2018): Becoming Europeans: the relationship between student exchanges in higher education, European citizenship and a sense of European identity. In: *Innovation: The European Journal of Social Science Research*, S. 1–15. DOI: 10.1080/13511610.2018.1495064.
- Warnecke, Tilmann (2017): EU-Bildungskommissar Tibor Navracsics im Interview: „Erasmus gehört zum Herzen der europäischen Identität“. In: *Der Tagesspiegel*, 25.01.2017. Online verfügbar unter <https://www.tagesspiegel.de/wissen/eu-bildungskommissar-tibor-navracsics-im->



[interview-erasmus-gehoert-zum-herzen-der-europaeischen-identiaet/19297704.html](https://www.erasmus-gehoert-zum-herzen-der-europaeischen-identiaet/19297704.html),
zuletzt geprüft am 15.09.2020.

Westle, Bettina; Buchheim, Roman Graf (2016): National and European Identification—Their Relationship and its Determinants. In: Bettina Westle und Paolo Segatti (Hg.): European identity in the context of national identity. Questions of identity in sixteen European countries on the wake of the financial crisis. Oxford: Oxford University Press, S. 93–139.

Wilson, Iain (2011): What Should We Expect of 'Erasmus Generations'? In: *JCMS: Journal of Common Market Studies* 49 (5), S. 1113–1140. DOI: 10.1111/j.1468-5965.2010.02158.x.

Donau-Institut Working Papers
ISSN 1234-567X

1. Pállinger, Zoltán Tibor (2016): Potentials of Direct Democracy in an Extremely Majoritarian System: The Case of Hungary.
2. Pállinger, Zoltán Tibor (2016): The Uses of Direct Democracy in Hungary.
3. Fischer, Lorenz (2017): Strategische Kulturen im Vergleich. Russland und die Türkei oder die Wiederbelebung einer geokulturellen Konfrontation.
4. Bräutigam, Yvonne (2017): Krisenkommunikation Online. Politische (Krisen-)Kommunikation am Beispiel der Reaktion der Bundesregierung zum Germanwings-Flug 4U925.
5. Pállinger, Zoltán Tibor (2017): Direct democracy in an increasingly illiberal setting: the case of Hungary.
6. Jung, Fabian; Scheu, Lucas; Essam, Shahin (2019): Immer noch "Arrogant Posh Boys"? Die Rekrutierungswege der politischen Kernelite im Vereinigten Königreich von 1990 bis 2018.
7. Niemetz, Sebastian (2019): Handel zwischen Wettkampf und Krieg. Das Rollenkonzept von Deutschland als handelspolitischer Akteur.
9. Csizmadia, Bence (2020): Die Kin-state Politik der ungarischen Regierungen seit der Systemtransformation gegenüber den Ungarn jenseits der Grenzen im Vergleich.
10. Anna-Katharina Scherer (2020) Nur heiße Luft oder viel dahinter: Inwiefern setzen populistische und extremistische Regierungen ihr Gedankengut in die Wirklichkeit um? Eine Analyse am Beispiel der italienischen Koalitionsregierung von M5S und Lega
11. Mandru, Nora (2020): Erasmus+ und die europäische Identität ungarischer und deutscher Studierender

Kopien können bestellt werden bei:
Universitätsbibliothek
Andrassy Universität Budapest
Pollack Mihály tér 3
1088 Budapest
Hungary
E-Mail: zedem@andrassyuni.hu

Besuchen Sie uns auf unserer Homepage unter <http://www.andrassyuni.eu/zedem>. Wir machen Sie darauf aufmerksam, dass wir die Weitergabe des entsprechenden Working Papers einstellen, falls eine revidierte Version für eine Publikation an anderer Stelle vorgesehen ist.

Anhang A – Überblick über die Interviews

Nummer	Geschlecht	Alter	Nationalität	Aufenthaltsort	Aufenthaltsdauer	Level
D1	M	24	Deutsch	Budapest (AUB)	WiSe 2019/20	B.A.
D2	M	25	Deutsch	Budapest (AUB)	WiSe 2019/20	B.A.
D3	M	25	Deutsch	Budapest (AUB)	WiSe 2019/20	M.A.
D4	W	27	Deutsch	Budapest (AUB)	WiSe 2018/19	M.A.
U1	W	27	Ungarisch	Leipzig	WiSe 2017/18	M.A.
U2	M	26	Ungarisch	Leipzig	WiSe 2019/20	M.A.
U3	W	25	Ungarisch	Florenz	SoSe 2019	M.A.
U4	M	26	Ungarisch	Istanbul	WiSe 2018/19	M.A.

Anhang B – Interviewleitfaden

Interviewleitfaden				
Item	Forschungsinteresse	Erzählaufforderung	Stichpunkte (abhaken)	Konkrete Nachfragen (wenn nicht alle Stichwörter genannt)
Teil I Erasmus+-Aufenthalt				
IA	Motivation	Wie kamst du auf die Idee, an dem Programm teilzunehmen / was waren Gründe dafür, dass du daran teilgenommen hast?	Motive	
IA	Wieviel Kontakt zu Angehöriger anderer Nationalitäten trat während des Auslandsaufenthaltes auf? Qualität der Kontakte	Erzähl mir von deinem Aufenthalt und den Menschen, die du dabei getroffen hast.	Deutsch Gastland Europäer Andere Mit wem besonders viel Kontakt	- Und wieviel Kontakthattest du zu anderen Deutschen? - Würdest du sagen, du hattest mehr Kontakt mit Deutschen, oder mit [Gruppe, die erwähnt wurde] - was habt ihr in eurer Freizeit gemacht?
		Mit welchen Leuten hattest du am meisten Kontakt?	Qualität der Kontakte	
IB	Gab es eine in-outgroup Unterscheidung zwischen Deutschen und nicht-Deutschen oder Europäern und nicht- Europäern?	Gab es Situationen, in denen du dich anders als die anderen gefühlt hast? Oder besonders zugehörig?	- Unterschiede - Gemeinsamkeiten	- Situationen, in denen dir Gemeinsamkeiten oder Unterschiede zu den anderen Erasmus-Studierenden aufgefallen sind? - Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den Freunden dort und den Freunden zuhause?
	Kognitive Mobilisierung	Wie war deine akademische Erfahrung?		
IC	Wie war die Wahrnehmung des Aufenthalts, wie ist die Einstellung zum Erasmus+-Programm, welche Aspekte daran werden positiv wahrgenommen?	Hat dir dein Aufenthalt insgesamt gefallen? Was hat dir daran genau gefallen?	- positive /negative Bewertung - Kontakt zu anderen Kulturen - Sprache - soziale Interaktion - kulturelle Aspekte	- würdest du es wieder machen? Wieso? - Was ist dir bei deiner Rückkehr besonders aufgefallen?
		Was denkst du über das Erasmus+ Programm?	- Vorteile des Programms - Nachteile des Programms	- würdest du es weiterempfehlen?
Teil II Einstellungen				
II A	Führt Erasmus+ zu einer weltoffeneren, internationaleren Einstellung? (Kognitive Mobilisierung?)	Wie war es für dich, im Ausland einer anderen Kultur und neuen Menschen zu begegnen?	- positive Aspekte - negative Aspekte - Lust auf mehr?	- gab es auch Schönes/ Schlechtes? - hättest du jetzt Lust, noch mehr neue Kulturen kennenzulernen?
		Wie hast du dir deinen Aufenthalt vorher vorgestellt, und wie war es dann wirklich?		

II B	Was wird unter Europa verstanden (EU, Kultur, Erfahrung?)	Was verbindest du mit Europa? Was fällt dir ein, wenn du an Europa denkst? Was verstehst du unter Europa, wie definierst du Europa?	-Politik (EU, EU-Recht) = civic benefits - Vorteile (Bewegungsfreiheit, Euro) = instrumental benefits - Kultur (Sprachen, Essen,...) - Erfahrung (Erasmus, Kontakt zu anderen) - -> civic vs ethnic - EU-Symbole	- verbindest du mit Europa auch eine [politische / kulturelle Komponente / welche Erfahrungen verbindest du mit Europa? Zum Beispiel beim Reisen, oder im Zsgh mit deinem Aufenthalt] Wann fällt dir besonders auf, dass du in Europa lebst?
	Wie ist die Einstellung zur EU, hat sich diese durch den Aufenthalt verändert?	Wie findest du es, dass Deutschland/Ungarn in der EU ist?	- Vorteile? Nachteile? - Möglichkeiten, freie Bewegung, Erasmus - Einfluss der EU auf persönliches Leben - Veränderung der Einstellung zur EU-Mitgliedschaft durch Erasmus?	- warst du schon immer dieser Meinung? - Gibtes Situationen, in denen dir die EU im Alltag begegnet? - würdest du nächstes Jahr zur Wahl gehen, wenn das Europaparlament gewählt wird?
II C	Wie ausgeprägt ist die europäische Identität der Befragten, hat sich diese verändert? - Kognitive und affektive Komponente, haben die Befragten multiple Identitäten?	Wie ist dein Verhältnis zu anderen Deutschen?	- Gefühl, dazuzugehören	
		Und wie ist dein Verhältnis zu anderen Europäern? Dein Verhältnis zu Europa?	- Gefühl, dazuzugehören - kognitiv/evaluativ/affektiv	
		(Wenn du im Ausland bist), inwiefern fühlst du dich dann als Deutscher? Und als Europäer?	- nur als Deutscher - vs. Deutscher und Europäer - Veränderung durch Erasmus+	- ist das schon immer so? - ist das unterschiedlich, je nachdem ob du z.B. in Italien oder außerhalb Europas im Ausland bist? - fühlst du dich nur als Deutscher, oder auch als Europäer? - Wenn du sagst du fühlst dich als Europäer, wieso, aus welchen Gründen, inwiefern, was macht das für dich aus? (kognitiv, affektiv, evaluativ)
		Denkst du, Deutschland/Ungarn hat ein besonderes Verhältnis zu Europa? Wenn ja, inwiefern?	- Rückkehr nach Europa, Nationalismus - Gründungsland	- Und historisch betrachtet? - Und angesichts der aktuellen Politik?
		Wie hast du die Politik in deinem Gastland empfunden?	- Nationalistische Politik	- Hatte das einen Einfluss auf deine Einstellung zu Europa?
		Hast du dich durch den Aufenthalt verändert?		